

Suevia Pannonica

Archiv der Deutschen
aus Ungarn



Jahrgang 1 (11) 1983

SUEVIA PANNONICA

Archiv der Deutschen aus Ungarn

herausgegeben von der Suevia Pannonica, Vereinigung
ungarndeutscher Akademiker e.V., Heidelberg
und vom Sozial- und Kulturwerk der Deutschen aus Ungarn,
München.

Zusammengestellt von

Friedrich Spiegel-Schmidt

Jahrgang 1 (11) 1983

Gedenkband zum 50. Todestag Jacob Bleyers
5. Dezember 1933

Herausgeber: Suevia Pannonica, Vereinigung ungarndeutscher Akademiker e.V., Dr. Adam Schlitt, Mönchsrain 5, 6920 Sinsheim

Sozial- und Kulturwerk der Deutschen aus Ungarn e.V. Heinrich Reitinger, Rechnerstr. 52, 8013 Haar

Für den Inhalt verantwortlich: Friedrich Spiegel-Schmidt, Edelweißstr. 18, 8214 Bernau

Redaktionsausschuß: Dr. Hans Christ, Dr. Paul Ginder, Dr. Anton Tafferner

Rieder-Druckservice, 8210 Prien a. Chiemsee

Vom alten zum neuen Archiv

Dr. Adam **Schlitt**, der Gründer der SUEVIA PANNONICA als erweiterte Altherrenschaft der Budapester Studentenverbindung*, sowie ihres ARCHIVS, hat im vorigen Jahr gebeten, ihn weitgehend von seinen bisher fast allein getragenen Pflichten zu entlasten. Das bedeutet einen großen Einschnitt sowohl für die Vereinigung wie für das Archiv, hat doch Adam Schlitt sein ganzes Herz an diese Arbeit gegeben und war wahrhaftig ihre Seele durch viele Jahre; ohne ihn konnte man sich weder das eine noch das andere vorstellen. So sei ihm zunächst für seine wichtige Tätigkeit im Dienste des Ungarndeutschtums, für seine unersetzliche Initiative und für seinen jahrelangen Aufwand an Zeit und Kraft im Namen aller unserer Leser gedankt.

Diesen Dank drückte die Vereinigung damit aus, daß sie ihn bat, den Vorsitz zu behalten, ihm aber Adam **Hohmann** als geschäftsführenden Stellvertreter zu Seite gab. Die künftige Schriftleitung des Archivs wurde dem Schreiber dieser Zeilen übergeben.

Zugleich damit soll das Archiv eine größere Rolle für das Leben der Landsmannschaft übernehmen. Auf einer gemeinsamen Besprechung des Vorstands der Suevia Pannonica und des Sozial- und Kulturwerks der Deutschen aus Ungarn wurde vereinbart, es möglichst als repräsentatives Jahrbuch des Ungarndeutschtums gemeinsam herauszubringen und auch die Referate der Backnanger Kulturtagungen in diesen Rahmen aufzunehmen, um ihnen eine weitere Öffentlichkeit zu geben.

Im neuen Titel wurde diese Zielsetzung in guter Weise mit der Tradition übereingestimmt. SUEVIA PANNONICA — so soll der Titel nun heißen — bringt das nicht das gesamte Deutschtum aus dem heutigen Ungarn unter einen Hut? Waren wir doch bis auf wenige Einzelsiedlungen im Raum des alten Pannonien, das wir in Ungarn Transdanubien nannten, beheimatet! Hier können sich als echte Pannonier auch die Deutschen aus Westungarn miteinbeziehen, auch wenn sie nicht zu den Nachkommen der großen »Schwabenzüge« gehören. Beibehalten wurde auch der Traditionsname »Archiv« und nur in der Beifügung die neue umfassendere Herausgeber-schaft zum Ausdruck gebracht.

Jeder hat seine eigene Handschrift — die meine ist sicher eine andere als die meines Vorgängers. Dennoch werde ich bemüht sein, die großen und verbindenden Linien gemeinsamen Erbes, gemeinsamer Selbstbesinnung und gemeinsamer Verantwortung heute —, der Wahrheit verpflichtet — weiterzuführen, und bitte alte und neue Leser um ihre kritische Aufmerksamkeit und einen lebendigen Austausch von Erfahrungen und Meinungen.

Friedrich Spiegel-Schmidt

* Fünfkirchner und Szegediner

Friedrich Spiegel-Schmidt:

Die kulturpolitische Konzeption Jakob Bleyers

Bevor es zum Auseinanderfallen der Monarchie und damit auch Ungarns kam, mitten in dem großen Gären, in dem auch in Ungarn plötzlich politische Kräfte ans Ruder kamen, die bisher mundtot gemacht waren, mitten in den hektischen Versuchen, das Land doch noch zusammenzuhalten, mitten im Aufbruch der unterdrückten Völker in die verheißene Zukunft des Selbstbestimmungsrechts mußte auch das Deutschtum Ungarns Farbe bekennen. Wie dies freilich geschah, das kann nur als tragische Folge seiner inneren Unentschiedenheit bezeichnet werden. Indem es diesen ungelösten Konflikt weiter mitschleppte, sind in jener Zeit des Aufbruchs wie in einer Stunde der Wahrheit alle Konflikte seines weiteren Weges vorgezeichnet.

Es ist daher unerläßlich, diese schicksalsträchtigen Monate genau unter die Lupe zu nehmen. Bevor wir das tun, müssen wir uns aber dem Werdegang der Persönlichkeit zuwenden, die jetzt neu in die Arena tritt: Jakob Bleyer.

Der Anfang

Bleyer, 1874 in Tscheb geboren, stammte aus dem gehobenen Bauerntum der Batschka. Seine Biographin, Hedwig **Schwind**, hebt hervor, daß er noch in eine vom späteren Magyarisierungsdruck unberührte deutsche Dorfschule gehen konnte und erst beim Übertritt ins Gymnasium in den Sog der magyarischen Geisteswelt kam. Eine historische Darstellung muß die Tatsache dieser Entwicklung und ihres Niederschlags in der herangereiften Persönlichkeit Bleyers und seiner politischen Vorstellungen zunächst ohne jede Wertung zur Kenntnis nehmen.

Darum wollen wir es auch mit den Worten wiedergeben, mit denen Bleyer sich in seinem ersten großen Artikel über »das vaterländische Deutschtum«, auf den wir gleich noch näher eingehen werden, gleichsam der politischen Öffentlichkeit Ungarns und des Deutschen Reiches — der Artikel erschien gleichzeitig ungarisch in der **Budapesti Szemle** und deutsch in der **Deutschen Rundschau** — vorgestellt hat:

»Aus diesem Volk, das hier seine neue Heimat nicht geschenkt bekam, sondern sie im Schweiß seines Angesichts erwarb, indes es aus sumpfigem Ödland Gärten des Wohlstands schuf, stamme auch ich und bin mit ihm in in- niger und lebendiger Beziehung geblieben. Ich kann mit Recht sagen, daß dieses südungarische deutsche Bauernvolk mein Volk ist, das ich nie ver- legnet habe und mit dem ich mich in Freud und Leid eins weiß, in der Sor-

ge um Gegenwart und Zukunft. Aber wenn ich wie immer so offen neben mein schwäbisches Volk trete, lege ich zugleich ohne Vorbehalt ein Bekenntnis für meine ungarische Nation ab. An jene bindet mich das Band des Blutes, an diese das der Kultur, in deren Luft ich lebe und arbeite. In langen Jahren meiner Entwicklung habe ich die nationalen Ideale des Ungartums restlos in mich aufgenommen und ebensowenig wie mein Blut konnte ich je meine Kultur verleugnen.

Diese beiden elementaren Gefühle, die Treue zu meinem Volk und die Liebe zu meiner Nation, kamen miteinander nie in ernsten Gegensatz, sondern verschmolzen zu einer unauflöselichen Gefühlseinheit, eben meiner ungarischen Vaterlandsliebe.«

Nun freilich bot Bleyers Berufsarbeit als Professor der Germanistik an einer ungarischen Universität einen einmalig günstigen und nicht auf andere Lebenssituationen übertragbaren Rahmen für das Ausleben dieser Einstellung. Da konnte er diese Harmonie auf dem hohen Niveau wissenschaftlicher Forschung verwirklichen.

Wir müssen aber dieses Selbstzeugnis durch ein anderes, einen Tagebucheintrag aus dem Jahr 1914 ergänzen, der von einem Besuch in seinem Heimatdorf berichtet, wo ihn ein altes deutsches Wallfahrerlied tief berührte:

»Aus der Tiefe ihrer Seele brach das Lied hervor: aus tausend Wunden bluten wir und wissen nicht, worum es geht und was unser harret. Wir haben kirchliche und weltliche Vorsteher, aber keinen einzigen, wahren Freund, niemand, der sich über unser verlassenes deutsches Herz beugt und mit Worten des Trostes unsern Schmerz lindert, niemand, der in der Gefahr unsere Hilfe, in unsern Sorgen unser Wegweiser sein könnte. Da drückte ich dieses arme Volk, das ärmste und verlassenste Volk unseres ungarischen Vaterlandes, wie eine Braut an mich: Du bist mein und ich bin dein!«

In diesen Worten liegt ein gewisser Widerspruch zu einer andern Tatsache, die Hedwig Schwind in unmittelbarem Zusammenhang mit denselben anführt, daß nämlich Bleyer »seit der Jahrhundertwende mit stets wachsender Sorgfalt alle Zeitungsberichte sammelte, die das Schicksal der deutschen Volksgruppe und insbesondere ihres Schulwesens betrafen.« Bleyer wußte also genau Bescheid. Ihm waren die Deutsch-Ungarische Volkspartei und ihre Führer keine Unbekannten, weder **Steinacker** und **Müller-Gutenbrunn** noch **Brandsch**, **Röser** u.a. Wenn er dennoch sein Volk von wahren Freunden verlassen nennt, so drängt sich die Frage auf, ob er die, die bisher aufgebroschen waren, seine Führung in die Hand zu nehmen, nicht für solche wahren Freunde hielt.

Tatsächlich liegt sein Eintritt in die Nationalitätenpolitik nicht auf der Linie der bisherigen deutschen Bestrebungen, sondern ist ein bewußter Neuanfang, und in gewisser Hinsicht — je nach Auffassung — ein Gegenanschlag oder ein Rückschritt.

Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft

Schon der bereits erwähnte Aufsatz in der Budapesti Szemle März 1917 zeigt das. Am Anfang steht eine seiner Grundthesen: Deutschtum und Ungartum sind für immer — heute würde man sagen: aus geopolitischen Gründen — unbedingt aufeinander angewiesen. Darum ist — auch innerhalb Ungarns — die Harmonie zwischen beiden Völkern wichtiger als alles andere. Hier wird freilich auch deutlich, wie unbekümmert Bleyer seine eigene Lebenswahl verallgemeinert und darum von vornherein bestehende Probleme anderer Mitbürger und Volksgenossen beiseiteschiebt:

»Und wenn Ungartum und Deutschtum bei Einzelnen (gemeint ist: bei ihm) sich so harmonisch vereinen kann, warum sollte dann das deutsch-ungarische Verhältnis nicht auch allgemein zu lösen sein?«

Wie sehr die Waagschale bei ihm auf die ungarische Seite neigt, können wir aus den folgenden Sätzen entnehmen. Kritiklos teilt er die nationalistische Geschichtsklitterung, daß

»Ungarn von Anfang an ein einheitlicher Nationalstaat gewesen sei, den die Ungarn gegründet haben und dessen Führung sie über ein Jahrhundert in ihrer Hand hielten.«

Davon könnte freilich ein kritischer Historiker jedes Wort in Frage stellen. Da die Magyaren in kein menschenleeres Land kamen, war Ungarn von Anfang an ein Staat mit mehreren Völkern und gerade die Deutschen waren sowohl an der Gründung wie an der Erhaltung des Königreichs maßgebend beteiligt. So aber ist es leicht, auch die ungarische Nationalpolitik seiner Zeit zu rechtfertigen:

»Es versteht sich von selbst, daß die Ungarn auch heute nicht bereit sind, auf diese historischen Attribute ihrer Staatlichkeit zu verzichten. Im Gegenteil: von ihrem kräftigen, mitreißenden Nationalgefühl, in dem ein großer Teil ihrer Kraft ruht, ist zu erwarten, daß es die nationale Einheit des Landes noch enger zu gestalten strebt.«

Bleyer verteidigt darum die Politik der »Einschmelzung der Nationalitäten«, und ist überzeugt, er müsse das auch im Interesse des vaterländischen Deutschtums tun, das »zum größten Teil an den Peripherien des Landes wohnend und mit fremden nichtungarischen Nationalitäten verzahnt, mit den Ungarn steht und fällt.«

Daraus ergibt sich eine zweite Grundthese Bleyers zu jener Zeit, die Verweigerung jeder Gemeinsamkeit mit den übrigen Nationalitäten des Landes im Interesse der vorrangigen deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft. Damals, als es im Gebälk des Reiches bereits überall knisterte, sieht Bleyer kei-

ne Möglichkeiten einer deutschen Zukunft unter etwaiger serbischer oder rumänischer Herrschaft. Darum müssen sich die Deutschen — obwohl sie dieser Politik die meisten schmerzlichen Opfer bringen — damit abfinden. Für Bleyer ist die Assimilierung der deutschstämmigen Intelligenz ein »höchstens einzuschränkender, aber nicht aufzuhebender Prozeß.« Er begründet das mit einem gewissen Stolz:

»Das eingeschmolzene Deutschtum ist eines der bedeutendsten staatserhaltenden Elemente in Ungarn und es kann kühn behauptet werden, daß ohne seine Hilfe die ungarische Suprematie im 19. Jahrhundert kaum oder nur mit größten Schwierigkeiten aufrechtzuerhalten gewesen wäre. Und auch heute kann das Ungartum — kaum die Hälfte der Bevölkerung — ohne diese Ergänzung und Stärkung seiner Mittelklasse nicht auskommen; Es braucht sie unbedingt, daß es das Land im Geiste der ungarischen Staatseinheit führe und damit durchtränke.«
Und nun die Folgerungen:

»Das Ungartum würde nie und nimmer erlauben, daß das freiwillige Einströmen deutscher Fähigkeiten in das Sammelbecken der ungarischen Kraft durch die Aufstellung künstlicher Dämme verhindert werde. Da soll man in Deutschland keine Illusionen haben. Das deutsch-ungarische Bündnis, zu dessen hingebendsten Förderern naturgemäß die sich dem Ungartum anschließenden Deutschen gehören, würde durch eine solche Einmischung in der Wurzel vergiftet.«

Bescheidene Forderung

Darum lehnt Bleyer alle höheren deutschen Schulen ab. Dagegen setzt er sich mit Entschiedenheit für die Wiederherstellung der deutschen Volksschule in den Dörfern ein, der Apponyis Schulgesetz von 1907 den Todesstoß gegeben hatte, weil dessen Ergebnis nicht ungarische Kultur ist, sondern »halbe Analphabeten, Herabsinken von jeder Kultur.« Demgegenüber will er, daß das Schwabentum von der eigenen Intelligenz betreut wird, wobei er, vom eigenen Beispiel verführt, meinen mochte, daß diese auch ohne höhere Schule auch in der Zukunft noch ihrem Volk stark genug zugetan sein werde. Deutlich gegen die bisherigen Bestrebungen aber richtet sich der Satz: Die Deutschen müßten dem Wunsch entsagen, zwei Millionen Deutsche national zu organisieren und in Ungarn gewissermaßen eine deutsche Provinz zu errichten.

Bleyers Stellungnahme fand in dieser aufgewühlten Zeit ein lebhaftes, teils zustimmendes, teils kritisches Echo auf ungarischer Seite. Innerhalb des Deutschtums begann mit ihr die Auseinandersetzung mit dem jüngeren, aber bereits bewährten Volkspolitiker Rudolf **Brandsch**, dem damals einzigen Abgeordneten, der im Parlament die Belange des gesamten Ungarn-

deutschtums vertrat. In seinem ersten Brief an Bleyer dreht er dessen These gewissermaßen um: Das Magyarentum ist auf Leben und Tod auf das Deutschtum angewiesen und muß sich an diese Abhängigkeit gewöhnen. Dennoch bemüht sich Brandsch weiter darum, Gegensätze zu glätten. In einem weiteren Brief kommt er auf praktische Fragen und versucht, Bleyer von der Notwendigkeit auch höherer Schulen zu überzeugen, denn, so schreibt er, »unserm Volk fehlt das wichtigste Organ, eine geistige Führungsschicht«. Eine solche zu schaffen ist für ihn eine Hauptaufgabe. Es kam dennoch zu keiner Zusammenarbeit. Die Tiefe des Gegensatzes beider Männer brach aber erst im nächsten Jahr auf.

Christlich-sozial — 1917

Wir müssen jetzt allerdings noch auf eine andere wesentliche Wurzel von Bleyers Denken eingehen: Seine tiefe katholische Frömmigkeit. Aber ebenso wie er zwischen einer tieferblickenden Vaterlandsliebe und dem nationalistischen Zeitgeist merkwürdig unkritisch nicht unterscheidet, identifiziert er auch sein christliches Denken unkritisch mit dem Zeitgeist der damaligen christlich-sozialen Bewegung. Das kommt am deutlichsten zum Ausdruck in seinem Bündnis mit dem Pfarrer und Journalisten Johannes **Huber**. Huber steuerte zu Bleyers Zielen ein wesentliches Mittel bei: er öffnete ihm in seinem Blatt »Neue Post« ein Presseorgan, mit dem er sein eigenes Volk erreichen konnte. In der damals wachsenden christlich-sozialen Bewegung kam den Deutschen — der katholischsten Volksgruppe Ungarns — eine wichtige Schlüsselstellung zu. Diese auszubauen und der Gesamtbewegung zuzuführen war der Anlaß zu Hubers Blattgründung. Wenn man dieses Blatt heute liest, ist man entsetzt über seinen hemmungslos aggressiven Ton, besonders in zwei Richtungen: Antisemitismus und Antisozialismus, u. zw. beide nicht aus einer nationalen, sondern aus einer konfessionellen Wurzel. Auch ein so bedeutender Kirchenführer jener Zeit wie Bischof **Prohászka** teilt diesen Antisemitismus, wenn auch nicht in der ausfälligen und gehässigen Form wie Huber. Auch über **Luegers** österreichische Christlich-Soziale urteilt der Historiker **Whiteside**, sie haben sich »einmal katholisch-universal gegeben, loyal zu Staat und Kirche, und gebärdeten sich doch zugleich auf der Straße antisemitisch und revolutionär.« Man kann noch verstehen, daß das ganze Christliche Presseunternehmen, zu dessen Initiatoren auch Bleyer gehörte und das auch Hubers Blatt mittrug, in einem harten Konkurrenzkampf gegen die Übermacht der in jüdischen Händen befindlichen großen Presse stand, aber rechtfertigt das Sätze wie: »Die Galizianer essen der übrigen Bevölkerung die Lebensmittel weg« — 4.10.17 — Die schwäbischen Dienstmädchen werden in den jüdischen Familien »systematisch ruiniert«, weil dort »eine verpestete moralische Atmosphäre herrscht.

Kein ehrliches Mädchen vom Land soll nach Budapest zum Dienst kommen. Die Jüdinnen sollen mal selbst versuchen, was arbeiten heißt, und die faulen Glieder rühren.« (18.10)

Auch der Sozialismus wird nun als jüdische Aktion hingestellt: »Dem Jakob **Weltner**, diesem gewaltigen Arbeiterführer, steht doch der Abraham aus Tarnopol viel näher als der Kovács aus Debrecen.« (4.10.)

»Jakob Weltner und ihr übrigen Christenhasser, einmal wird die Zeit der Abrechnung kommen!« (7.10.) Vom Wahlrecht befürchtet man, daß »die jüdischen Arbeiterführer, die Vertreter der radikalen jüdischen Mittelklasse und die jüdische Hochfinanz unumschränkte Herren Ungarns werden.« (17.10.) Und über die meist wirklich mit Druck verbundene Werbung für die Gewerkschaften heißt es: »Rohen, sittlich verkommenen Burschen darf nicht das Recht zugestanden werden, daß sie ihre glaubensfeindliche Weltanschauung anständigen christlichen Arbeitern mit Gewalt aufzwingen.« (26.10.) Ein andermal werden — absurd genug — »die Sozialdemokraten unter jüdischer Führung die Schutzgruppe des jüdischen Großkapitals« genannt. (9.11.)

Diese Blütenlese schon aus den ersten Nummern möge genügen.

In dieses Blatt nun bringt Bleyer seine Gedanken ein. Unverbunden steht die Diskussion über deutsche Volkstumsfragen neben der antisemitischen und antisozialistischen Hetze.

Für sein Programm

Auch hier wirbt Bleyer optimistisch, die Intelligenz für ein neues Teilnehmen am Schicksal ihres verlassenen Volkes zu gewinnen:

»Unsern Gebildeten aber, die bisher so unverantwortlich wenig Herz für unser Volk hatten, ist die Pflicht geworden, mitzuraten und mitzutaten.« (13.2.18)

Hier in einem blinden Optimismus befangen, der das für Renegaten oft typische haßerfüllte Wüten gegen das eigene Volk übersieht, sieht er die Gefahr nur bei den bisherigen Führern der deutschen Bewegung:

»Ich kann sagen, daß ich mich — abgesehen von gewissen Träumern und Hetzern alldeutscher Färbung — in vollständiger Übereinstimmung mit allen Gebildeten in Ungarn befinde, die aus dem Deutschtum hervorgegangen sind.« (10.5.18)

Auch hier präzisiert er sein Programm:

»Wir wollen und müssen mithelfen, die ungarische nationale Vorherrschaft im Staate nach allen Richtungen zu kräftigen und sind zu allen Opfern ohne Widerspruch bereit, die uns im Namen dieser Vorherrschaft als Staatsnot-

wendigkeit abverlangt werden. Wir wollen also keinen Staat im Staate bilden und wollen die ungarländischen Deutschen vom Ungartum weder politisch noch sozial noch kulturell absondern: alles, was sich auf die Höhe des nationalen Lebens emporschwingt, muß ungarisch sein oder ungarisch werden. Also kein vom Ungartum losgelöstes höheres deutsches Schulwesen, aber deshalb braucht niemand sein deutsches Volkstum sprachlich aufzugeben, da Deutsch an allen höheren Lehranstalten obligatorisch unterrichtet wird.«

Das stimmte, aber sah denn Bleyer gar nicht, obwohl er das doch selbst miterlebt hatte, daß der Geist der Schule nicht nur zum Patriotismus erzog, sondern, soweit die Schüler deutscher Abstammung waren, zur leidenschaftlichen Verleugnung dieser Herkunft bis zur Namensmagyarisierung? Aber zuversichtlich hofft er, daß der wehe Punkt, die Frage der deutschen Volksschule, »im Einverständnis mit unserer ungarischen Nation gelöst werden kann.« Der Warnung vor Einmischung von außen setzt er hier aber auch die an die andere Seite hinzu:

»Man vermeide es aber auch bei uns in Ungarn, in der Sorge um unser deutsches Volk fremde Zusammenhänge zu wittern.« (11.5.18)
Es ist für seine Einstellung ein harter Schlag, daß man die Kenntnis der ungarischen Sprache zur Voraussetzung des Wahlrechts machen will:

»Man sucht nationale Sicherungen gegen gewisse Elemente gewisser Nationalitäten, die sich als Feinde der ungarischen Staatsidee erwiesen, und wirft uns Deutschungarn mit diesen Verrätern in einen Topf.« (19.5.18)
Ein weiteres Grundanliegen Bleyers ist die Gründung eines deutschen Kulturvereins. Am 27. August 1918 kündigt er an:

»Eine größere Anzahl hervorragender Deutschungarn wird demnächst mit dem fertigen von der Regierung genehmigten Plan eines deutschungarischen Kulturvereins auftreten. Diese Vereinigung wird berufen sein, unter Ausschluß jeder Politik, dem Wohl des gesamtungarischen Deutschtums zu dienen, selbstverständlich im Geiste treuester ungarischer Vaterlandsliebe und positiven Christentums, also im traditionellen Geiste unseres braven, patriotischen, religiösen Volkes.«

Und hier zum erstenmal ein Lob für das Blatt:

»Es ist ja dies auch der Geist der Neuen Post, der uns bereits eine große Erfüllung, für die Zukunft aber eine noch größere Verheißung ist. Darum schart euch um unsere Neue Post und bringt dem werdenden Plan eines deutschungarischen Kulturvereins einheitliches, tatkräftiges und unerschütterliches Vertrauen entgegen.«

Noch begegnet er der Hinhaltetaktik der Regierung mit arglosem Optimismus und kann das Gewitterleuchten der nahenden Katastrophe ihn von seinen Prinzipien nicht abbringen:

»Da wir auch den blassesten Anschein zurückweisen, als ob wir mit den rumänischen und slowakischen Agitatoren an einem Strick ziehen würden, haben die Gründer des Deutschungarischen Kulturvereins unter Führung von Franz **Herczeg** beschlossen, ihre Aktion auf einen günstigeren, hoffentlich nicht allzu fernen Augenblick aufzuschieben.« (23.10.18)

Hier taucht in diesem Zusammenhang zum ersten Mal der Name Herczeg auf. Tatsächlich hat sich Bleyer damals von der Mitarbeit dieses anerkannten ungarischen Schriftstellers deutscher Abstammung viel erhofft. Herczeg, der auch schwäbische Stoffe literarisch bearbeitet hat, obwohl er ausschließlich ungarisch schrieb, dessen Niveau ihn über die kleinlichen Aufregungen des Tagesstreits hinaushob, stand unter den assimilierten Intellektuellen Bleyer recht nahe und war offensichtlich damals bereit, sich im geplanten Kulturverein zu engagieren.

In jenen Tagen spürte Bleyer immer mehr, daß die stürmische Entwicklung über seine Konzeption hinweggehen könnte. So wird sein Ton nach allen Seiten beschwörend:

»Das deutsche Volk mag jetzt bis in den Staub erniedrigt werden, es wird sich erheben, vielleicht langsam, aber unausbleiblich... Die angeblich deutsche Welteroberungsschwärmerei soll ausgerottet werden.«

Aber dennoch:

»Die Deutschen sind die Gerechten (nämlich in diesem Krieg). Meine ungarische Nation verlasse den Weg der Gerechten nicht! Wir werden mit den Deutschen auferstehen oder wir müssen in tödlicher Einsamkeit sterben und verderben. Das Gebot der Sittlichkeit ist zugleich das Gebot der Selbsterhaltung.« (18.10.)

Das geht natürlich gegen die ententefreundliche Richtung des Grafen Michael **Károlyi**, der damals bereits als der kommende Mann erkennbar wurde.

Und an sein Volk:

»Die falschen Propheten wollen aber auch die ungarländischen Volksstämme zum Judas am Ungartum werden lassen. Mein deutschungarisches Volk, hüte dich vor den falschen Propheten! Zum augenblicklichen Vorteil können wir uns mit den übrigen Nationalitäten verbinden, es wäre aber ein Bündnis wie zwischen Bösewichtern, gegründet auf Verrat und schmählischen, kurzbeinigen Eigennutz.« (10.10.)

Dann präzisiert er die Haltung zu den übrigen Volksstämmen:

»daß uns jede Voreingenommenheit gegen die Nationalitäten fernliegt. Wir stehen in dieser so äußerst wichtigen Frage auf der christlichen Grundlage. Wir verkünden, daß alle Bürger des Vaterlandes, sie mögen was immer für eine Sprache sprechen, in Liebe und Eintracht nebeneinander leben sollen und daß der Sprache halber keinerlei Unterdrückung stattfinden soll... An

der Integrität des ungarischen Staates dürfen seine eigenen Bürger, was immer für eine Sprache sie seien, nicht rütteln. Wer es tut, vergeht sich gegen Recht und Gesetz.« (20.10)

Alle diese Äußerungen zeigen deutlich, daß Bleyer mehr von einer sittlich rechtlichen Warte aus schreibt, die mit politischem Realismus immer in Konflikt steht. Trotzdem kündigt sich hier ein gewisses Umdenken an, hat er doch bisher die magyarisierende Politik gegenüber den Nationalitäten gerechtfertigt und ihren Unterdrückungscharakter bagatellisiert. Doch die Beschwörung der Staatstreue kommt bei ihm wie bei den führenden ungarischen Politikern zu spät. Das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, seit fast hundert Jahren bekannt und umstritten, ist durch die russische Revolution aktualisiert und dann auch von **Wilson** aufgenommen worden und postulierte ein anderes sittliches Gebot: das der Treue zum Volke, die über die Treue zum Staat steht. Damit war die von Bleyer festgehaltene konservative politische Ethik zutiefst in Frage gestellt.

Bleyer und die Siebenbürger Sachsen

Noch eine folgenschwere Weichenstellung muß erwähnt werden, die Bleyer auch schon 1917 in der Budapester Szemle vornahm, nämlich die Abgrenzung gegen die Siebenbürger Sachsen. Dort lesen wir:

»Aus der Behandlung der Frage schließe ich bewußt die Siebenbürger Sachsen aus, deren Beziehung zu Ungarn in wesentlichen Punkten als geklärt zu betrachten ist.«

Das traf zweifellos zu. Nicht nur die übrigen Deutschen, sondern alle Volksgruppen Ungarns konnten nur mit Neid auf dieses Völklein blicken, das dank seiner aus der Zeit des Großfürstentums Siebenbürgen eingebrachten staatsrechtlichen Sonderstellung nicht nur über alle Stürme nationaler Bedrängung sein Schulwesen intakt erhielt, sondern auch als einzige nichtungarische Gruppe durchgehend seine angemessene parlamentarische Vertretung hatte. Eine Ironie der Geschichte ist freilich, daß es diese Stellung derselben Taktik verdankte, die auch Bleyer vertrat, nämlich sich ausschließlich um die eigene Gruppe zu kümmern und das Verhalten der Regierung gegenüber den andern Nationalitäten einschließlich der übrigen Deutschen stillschweigend zu übersehen. Die historische Tragik liegt darin, daß, als Bleyer dies schrieb, die Sachsen unter dem wachsenden Einfluß von **Brandsch** sich endlich zur Gemeinbürgerschaft aller Deutschen in Ungarn durchgerungen hatten, auch auf die Gefahr hin, damit ihre bisherigen Vorrechte aufs Spiel zu setzen, und daß ihnen jetzt von der schwäbischen Seite der Stuhl vor die Tür gesetzt wurde. Das hatte freilich noch tiefere Gründe, die Bleyer im nächsten Satz andeutet:

»Die Siebenbürger Sachsen liegen mir auch sonst fern, da ich weder persönliche Beziehungen zu ihnen habe, noch sie aus unmittelbarer Berührung kenne.«

Auch darin geht Bleyer den entgegengesetzten Weg als alle deutschen Volkstumspolitiker vor ihm, die sich dankbar der Stütze der stärkeren Brüder bedient hatten. **Steinacker** ließ sich von einem siebenbürgischen Wahlkreis ins Parlament wählen und selbst **Gustav Gratz** hat seine politische Laufbahn auf diese Weise begonnen. Man warf Bleyer oft vor, diese Distanz komme aus einer konfessionellen Voreingenommenheit, die die evangelischen Sachsen nicht akzeptieren wollte, aber dagegen hat er sich vehement gewehrt. Es selbst begründete seine Haltung anders:

»Wir schließen die Sachsen aus,... weil wir uns ihrer festen jahrhundertalten Organisation einfach hätten unterwerfen müssen.« (Neue Post, 10.11.18)

Daraus spricht eine gewisse Angst vor der sächsischen Überlegenheit. Aber es ist noch etwas anderes, Bleyers Kampf richtet sich ja ausschließlich gegen den Sachsen, der zum erstenmal einen Führungsanspruch über alle Ungarndeutschen erhob, gegen Brandsch. Die sächsischen Abgeordneten, die seiner Richtung noch fernstehen, kommen überhaupt nicht ins Blickfeld. Mit Brandsch aber trifft Bleyer die ganze militante ungarndeutsche Politik, die mit der Deutsch-Ungarischen Volkspartei zusammenhängt, u. zw. ihrer alldeutschen Verbindungen wegen. So schreibt er über sie als vom »kleinen alldeutschen Klüngel des Herrn Brandsch«. (Neue Post 31.10.18)

Stürmische Zeiten

Der Rahmen eines Vortrags erlaubt mir heute nicht, in ähnlicher Ausführlichkeit auch die weitere Entwicklung darzustellen. Vieles in ihr wird nur verständlich, wenn wir diese bereits am Anfang stehende Grundhaltung dabei im Auge haben. Ich kann also den weiteren Weg nur in Schlaglichtern skizzieren.

Der Aufruf König **Karls** vom 16. Oktober mit der Aufforderung an alle Volksstämme der Monarchie, Nationalräte zu bilden, und die Übernahme der Macht in Ungarn durch **Károlyis** Ungarischen Nationalrat am 31. Oktober schufen eine völlig neue Lage. Bleyer reagiert erstaunlich schnell und kommt damit Brandsch zuvor. Noch am selben Tag gründet er den »Deutsch-Ungarischen Volksrat diesseits des Königssteigs« — also mit Ausschluß Siebenbürgens. Zehn Tage später begründet er diesen Schritt: »Wir mußten einsehen, daß ein unpolitischer Kulturverein bei weitem nicht hinreicht, um die Interessen unseres Volkes inmitten des entfesselten politischen Hexentanzes wahren zu können.«

Auch die Erklärung vor dem neuen Nationalitätenminister **Jászi** schlägt ganz neue Töne an:

»Unser Treuegelöbniß gegenüber der ungarischen Nation erachten wir nur solange für bindend, als der Begriff der ungarischen politischen Nation nicht staats- oder völkerrechtlich auf die ungarische Rasse beschränkt wird und als die Integrität des Staates Ungarn in seiner Gänze bewahrt werden kann. Im entgegengesetzten Fall behalten wir unser Selbstbestimmungsrecht ohne jede Einschränkung uns selbst vor.«

Auch die Forderungen werden jetzt anders formuliert:

»Wir fordern für die vaterländischen Deutschen alle jene Rechte, die durch das neu zu gestaltende Ungarn allen andern Volksstämmen nichtungarischer Muttersprache zugesichert werden.«

Brandsch versucht zunächst, auch uneingeladen sich in Bleyers Volksrat zur Geltung zu bringen, und verlangt dessen Führung. Er beruft sich dabei nicht nur auf die Volkspartei und die derselben nahestehenden Organisationen, sondern auch — für Bleyers Leute ein schockierendes Novum — auf die deutschen Sozialdemokraten. Aber die Verdächtigung, »sie stünden dem Ungartum fremd gegenüber«, verhindert ein Zusammenkommen. Brandsch gründet darauf den »Deutschen Volksrat für Ungarn«, wobei festgestellt wird, daß Bleyers Gründung als aus klerikalischen Elementen und den eifrigsten Stützen des reaktionären Systems zusammengestellte Körperschaft die deutsche Bevölkerung nicht vertreten kann. Es kommt zu einem unschönen Kampf zur selben Zeit, in der alle andern Nationalitäten sich über alle Parteigrenzen hinweg zusammenschließen.

Allerdings kann Minister **Jászi**, dessen politisches Autonomiekonzept Bleyer in einem Interview als ein Abenteuer, in einem andern Artikel als blinden Eifer, eine Operette, eine sich zusammenbrauende Tragikomödie erklärte, gar nicht anders, als enger mit **Brandsch** zusammenzuarbeiten. Auch der auf seinen Druck am Jahresende zustandgekommene Zentralausschuß beider Volksräte führte zu keiner dauerhaften Einigung. Mittlerweile entglitten die aktivsten Gruppen des Deutschtums, deren Heimatgebiete von Serben besetzt wurden, mehr und mehr der Einwirkungsmöglichkeit von Budapest aus. Die Siebenbürger Sachsen gerieten angesichts des Anschlusses ihrer rumänischen Landsleute an Rumänien, das Siebenbürgen besetzte, in eine Zwangslage, aus der die umstrittene Anerkennungserklärung vom 3. Januar 1919 hervorging. Damit fiel Brandsch für die ungarische Innenpolitik aus. Sein Erbe trat der einzige in Budapest verbliebene sächsische Abgeordnete Dr. Guido **Gündisch** an. Dazu kam die wachsende Unruhe in Westungarn über die Frage: Anschluß an Deutschösterreich oder Verbleiben bei Ungarn.

Die Autonomie

Unter starkem Druck der westungarischen Deutschen forcierte die Regierung das noch von Jászi konzipierte, aber erst nach seiner Demission am 29. Januar 1919 verkündete »Volksgesetz über die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts des ungarländischen deutschen Volkes«. Darin werden die Deutschen als Nation anerkannt, ganz im Gegensatz zum bisherigen Staatsrecht, das nur eine ungarische Nation im Lande kannte. Ihr zentrales Regierungsorgan ist der deutsche Minister. Ihre Autonomie erstreckt sich auf Verwaltung, Rechtssprechung, Unterricht und Bildungswesen. Besonders aufgezählt werden die Bereiche, die als gemeinsame Angelegenheiten in Zusammenarbeit mit der Staatsregierung zu behandeln sind. Die Deutschen wählen eine deutsche Nationalversammlung. Die Finanzfragen werden einer späteren gesetzlichen Regelung vorbehalten, bis dahin erhält die Deutsche Nation einen Haushaltsvorschuß. Als Übergang wird der deutsche Landesregierungsrat von je vier aus beiden Volksräten und weiteren je zwei Delegierten jeder Region gebildet. Als solche autonomen Gouvernements werden später für die bei Restungarn Verbliebenen in Ausführung des Gesetzes Westungarn, die Schwäbische Türkei — das Wort bekam hier Rechtscharakter — und Mitte vorgesehen.

Jászi hat dies wirklich revolutionäre Gesetz begründet: »Die glückliche Zukunft Europas hängt davon ab, ob es gelingen wird, sämtliche Völker Mittel- und Osteuropas in einer solchen Konföderation zu vereinigen, welche die uneingeschränkte wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung aller Nationen gewährleistet. Schaffen sie eine neue Schweiz, dann ist der Weg zu den vereinigten Staaten von Europa offen, richten sie aber einen neuen Balkan ein, dann ist nach ein-zwei Jahrzehnten der zweite Weltkrieg unvermeidlich. Aus dem neuen Volksgesetz kann die öffentliche Meinung der Entente sehen, daß Ungarn eine gründliche Wandlung durchgemacht hat und daß der Geist der alten magyarisierenden Klassenherrschaft tot ist. Die Revolution bietet jedem mit uns lebenden Volk Demokratie, Gleichberechtigung und Autonomie.« (Neues Politisches Volksblatt 31.1.19)

Wer die Zwischenkriegszeit erlebt hat, kann diese prophetischen Worte nur mit Erschütterung lesen. Heute können wir kaum begreifen, daß dieser weitschauende Geist nicht verstanden wurde.

Übrigens fand sich auch unter den christlich-sozialen Deutschen ein führender Kopf, der sich nicht nur bewußt dem Deutschen Volksrat anschloß und jetzt die Autonomie begrüßte, der auch dem liberalen Galileikreis seine Räume öffnete und dafür von Huber begeistert wurde: Prälat Alexander **Gießwein**. Auch nach der Gegenrevolution arbeitete er nicht mit Bleyer, sondern mit der allerdings erfolglosen Partei von Gündisch zusammen.

Trotz scharfer Kritik an Gesetz und Besetzung der neuen Organe erklärt sich der Deutsch-Ungarische Volksrat zur Zusammenarbeit bereit, aber vorher legt Bleyer die Führung nieder.

Erst die Räterepublik beginnt mit der Durchführung des Gesetzes, jetzt allerdings auf der Grundlage des Rátesystems, sodaß das Deutschtum unter ausschließlich sozialdemokratische Führung gerät. Kommunisten waren unter den Deutschen kaum ausfindig zu machen. Wirkliche Fortschritte gab es aber auch dann nur in Westungarn, der ungelöste Konflikt mit den alten Komitaten stand diesen hindernd im Wege. Gündisch muß zwar die Leitung des Landesregierungsrats abgeben, der neue deutsche Minister Kalmár, bisher sein Stellvertreter, läßt ihn und die andern bürgerlichen Deutschen aber in der Form eines Kulturbundes weiter arbeiten. Es kommt immerhin im Juni zu einer ersten Tagung des über die Orts- und Regionalräte gewählten Deutschen Landesrats und zur Vorlage eines Verfassungsentwurfs für die Ungarndeutschen noch Ende Juli.

Gegenrevolution

Bleyer schließt sich einer Budapester konspirativen Gruppe an, die — im Unterschied zur reaktionären Exilregierung im französisch besetzten Szeged und in Wien — die Wiege des sog. »Christlichen Kurses« bildet. Mit ihr ist er, sechs Tage nachdem die Räteregierung bereits abgedankt hatte und geflohen war und eine Regierung der sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen inneren Opposition gegen Béla Kun schon die ersten Schritte zur Wiederherstellung der demokratischen Rechtsstaatlichkeit und einer auf Privateigentum fußenden Wirtschaft getan hatte, an dem abenteuerlichen Putsch beteiligt, der das Land erneut für Monate in Anarchie stürzte und sich monatelang vergeblich um die Anerkennung durch die Entente bemühte. Auch hier stehen sittliche Ideale einer realen Einschätzung des politisch Richtigen entgegen.

Dem verdankt Bleyer, daß er Nationalitätenminister wird und sich als solcher in verschiedenen Kabinetten halten kann, verantwortet als treuer Diener der ungarischen Interessen viele abenteuerliche Versuche mit, die abgefallenen Gebiete zurückzugewinnen, hat aber, was sein eigenes Volk betrifft, nichts vom Autonomiegesetz zu retten versucht, das der allgemeinen Annullierung aller Revolutionsgesetze zum Opfer fiel. Die entstandene tabula rasa füllte er mit der Verordnung Nr. 4044 vom 20. August 1919, die aber wegen des Vetos der Rumänen, die Budapest besetzt hielten, erst nach deren Abzug am 19. November veröffentlicht werden konnte. Daß er damit doch eine Besserstellung gegenüber dem Zustand vor der Revolution erreichte, verdankte er dem immer noch gärenden Grenzgebiet im Westen, wie der noch nicht aufgegebenen Hoffnung, in Paris einige Gebiete retten zu können. Die Verordnung hätte die wichtigsten Nationalitätenrechte si-

chergestellt, ist aber, wie so viele vor und nach ihr, nie durchgeführt worden.

Nach der erzwungenen Annahme des Friedensvertrags von Trianon war Bleyer für die Regierung der Mohr, der seine Schuldigkeit getan hat und gehen kann. Für den wiedergekehrten chauvinistischen Geist war er eine Belastung. Man konnte ihn umso leichter fallen lassen, als auch viele Deutsche mit ihm unzufrieden waren. Bei einem Regierungswechsel am 16. Dezember 1920 löste man das Minderheitenministerium als selbstständiges Ressort auf, nachdem Bleyer schon im November, gegen chauvinistische Angriffe alleingelassen, demissionieren wollte.

Die schweren Jahre

Von da an widmet er sich ausschließlich dem bescheidenen Aufbau einer deutschen Kulturarbeit, gab seit Januar 1921 das Sonntagsblatt heraus und erreichte nach zähen Verhandlungen und schmerzlichen Kompromissen endlich die Genehmigung des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins. In der Schulfrage mußte er immer wieder Rückschläge und halbe Lösungen hinnehmen. Politisch hatte seine Christliche Deutsche Partei im Januar 1920 neun Mandate errungen, erlitt aber 1922 eine schwere Niederlage. Nur **Lingauer**, **Gießwein** und als politischer Neuling **Pintér**, mehr Ungar als Deutscher kamen durch. Die noch einmal erstarkten deutschen Sozialdemokraten waren in vier Wahlkreisen siegreich und auf der Liste der Regierungspartei kamen drei Deutsche ins Parlament.

Trotz all dieser Enttäuschungen hielt Bleyer an seiner Grundeinstellung fest. Aber eine Neuorientierung in Richtung auf die aufkommende europäische Minderheitenbewegung und ihre im Rahmen des Völkerbunds gehaltenen Genfer Kongresse ergab sich von selbst. Auch findet Bleyer trotz bleibender Spannungen im innern zur Zusammenarbeit mit Gündisch, schreckt auch nicht mehr davor zurück, mit reichsdeutschen Organisationen in Kontakt zu stehen und übernimmt sogar neben Brandsch die Herausgeberschaft von »**Nation und Staat**«, die sich eine »Deutsche Zeitschrift für das europäische Nationalitätenproblem« nannte. Für die nun wirklich verwaisten Ungarndeutschen wird es erst in diesen Jahren zur Vatergestalt. Doch zum tragischen Zusammenbruch seiner einst so sicher vorgetragenen optimistischen Hoffnung, daß er die deutsche Frage mit einsichtig gewordenen Ungarn lösen könne, führten die immer kurzsichtigeren und gehässigeren Angriffe der ungarischen Chauvinisten. So kann er am 1. August 1930 an Gustav **Gratz** schreiben:

»Mein Glaube an die Möglichkeit einer friedlichen Lösung unserer Frage schwindet von Tag zu Tag immer mehr. Was aber daraus für Konsequenzen gezogen werden sollen, ist mir keineswegs klar. Ich brüte darüber Tag und Nacht und zerquäle mir das Hirn ohne Unterlaß.«

Seine Studentenarbeit, seine »Deutsche Arbeitsgemeinschaft« legt bewußt oder unbewußt den Grund für die nach seinem Tod entstehende Volksdeutsche Kameradschaft. Und zwei Jahre später die Rücknahme des Standpunktes, der seinerzeit Hauptgrund seines Kampfes gegen Brandsch war:

»Ich glaube klar zu sehen, daß es für das ungarländische Deutschtum nur zwei Wege gibt: entweder sich den ungarischen Assimilationsbestrebungen zu fügen oder an das große Deutschtum zu appellieren... Von Bedeutung könnte nur eine Diskussion zwischen Budapest und Berlin sein.« Sich zuletzt, auch noch 1933, immer wieder an dieser Hoffnung festhaltend ist Bleyer, zermürbt von der Gehässigkeit seiner Feinde, als wahrlich tragische Gestalt am 5. Dezember 1933 gestorben.

Wir können heute nur fragen: Hätte er 1917 bereits die traurigen Erfahrungen besessen, die er 1930-33 besaß, hätte er dann auch nicht nur dem ungarischen Vaterland, sondern dem nationalistischen Geist seiner Herrenklasse die Treue gehalten, hätte er dann auch so wenig Verständnis für Brandsch wie für die andern Nationalitätenführer Ungarns gehabt? Jászi hat ihm das übrigens schon 1917 vorgeworfen. Schließlich traf alles, womit er sie bekämpfte, ihn selbst. Seinem Volk aber hinterließ er diesen ungelösten Konflikt und auch nach seinem Tod ging es letztenendes darum, daß immer wieder Vaterlandsliebe mit bedingungsloser Gefolgschaft für einen wahnwitzigen Nationalismus verwechselt und eingefordert wurde. Nur wer diesen Konflikt in seiner Tiefe auslotet, kann dem letzten tragischen Kapitel unserer Geschichte gerecht werden.

(Vortrag 1981)

Zu Bleyers Aufsatz »Nation, Volk, Nationalität«

Wir drucken diesen Aufsatz bewußt in der ursprünglichen Fraktur, wie er in »Nation und Staat« erschienen ist, ab. Wir meinen, daß der Geist des Verfassers in dieser Druckschrift unmittelbar zu uns spricht, die keiner vergessen darf, der sich nicht von unserm ganzen kulturellen und literarischen Erbe isolieren will.

Der Aufsatz ist im Februar 1930 erschienen. Es ist der einzige Beitrag, den Bleyer selbst in dieser Zeitschrift geschrieben hat, was umso auffallender ist, als er einer der Herausgeber war.

Er greift damit in die große Diskussion ein, die in »Nation und Staat« seit Jahren geführt wird, ebensolang die Nationalitätenkongresse in Genf beschäftigte, und in der es doch nicht einmal gelungen ist, eine allgemein anerkannte Begriffsklärung zu finden. Es ist unverkennbar, daß Bleyer an dieser Diskussion, auch darin Außenseiter der Volksgruppenpolitiker, eine gewisse Kritik übt. Klarer als die, die alles abstrahierend über einen Kamm scheren wollen, sieht er die Vielfältigkeit des Lebens.

Mit ihr verteidigt er, worin wir ihn wieder als den sich Gleichbleibenden erkennen, was er aus seiner Konzeption von 1917 auch 1930 bejaht: Das Bekenntnis zur ungarischen politischen Nation, die Unterscheidung zwischen Gebildeten und einfachem Volk, die Suche nach einer ethischen Lösung. Neu und für ihn doch nicht neu ist der Gedanke der deutschen Volksgemeinschaft — man kann von deutschem Volk in Ungarn nicht reden, ohne — ausgesprochen oder nicht — sie zu meinen. Im Unterschied zu Gratz, wie wir an anderer Stelle zeigen, war für ihn das Reden von der Volksgemeinschaft keine Störung der harmonischen Zugehörigkeit zur politischen ungarischen Nation.

Aber wach wird er aus seinen besonderen Kämpfen in Ungarn dort, wo man die Zugehörigkeit zur nationalen Minderheit ausschließlich auf das subjektive Bekenntnis gründen will. Wir sehen im Hintergrund dieser Worte den Kleinkrieg um die Elternabstimmungen über den angeblich gewünschten Schultyp. Es geht aber tiefer. Im Grunde ist es der Nationalismus, der das persönliche Bekenntnis zum Volk — oft mehr kämpferisch nach außen als in einem wirklichen Verwurzeltein nach innen gelebt — braucht, weil er nur davon lebt. Es ist im Grunde die Frage einer vorideologischen Zeit, die Bleyer stellt: »Warum soll er wollen? Das einfache Volk ruht in seinem Volkstum, ob es sich dessen bewußt ist oder nicht.«

Die andere Situation kommt in der Antwort Schmidt-Woddors, aus Nord-schleswig, wo zwei fast ununterscheidbare Volkstümer nebeneinander leben, zum Ausdruck. Aber auch seine fast prophetische Frage muß gehört werden: Die Zeit, wo nach dem Volkstum gefragt wird, kann auch bei Ihnen kommen, ehe man sichs versieht.

Nation, Volk, Nationalität.

Von Professor Dr. Jakob Bleher.

Durch die eisernen Folgen der Weltkriegskatastrophen wurde mancher alte, eingefleischte Begriff umgedeutet und mancher alte ehrwürdige Wert umgewertet. Auch geschah es vielfach, daß Grundsätze, aber auch Einrichtungen, die zur Eigenart dieses Volkes gehörten oder das Eigentum jenes Staates bildeten, einesteils Allgemeingültigkeit erhielten oder danach doch streben, andernteils dem Charakter des einen oder anderen Landes, der einen oder anderen Nation erst angeglichen werden müssen. Wiederum ereignet es sich häufig, daß gewisse Worte, die allgemein gebraucht werden, aber in jeder Sprache einen anderen Farbenton haben, notgedrungen einen festumrissenen und einheitlichen Inhalt erhielten oder doch erhalten sollen.

Die Worte Nation, Volk, Nationalität wurden natürlich schon immer allgemein gebraucht; so oft wie heute hat man sie aber kaum je benutzt, namentlich nicht in staats- und völkerrechtlichen Auseinandersetzungen. Da sie nun heute in ständiger Verwendung stehen, ihr Sinn aber je nach Land und Sprache mehr oder weniger verschieden ist, so werden immer wieder Versuche gemacht, sie nach Umfang und Inhalt genau und eindeutig zu bestimmen. Es entstehen auf diese Weise Definitionen und Abstraktionen, die für die Zukunft zweifellos von Bedeutung werden können; heute aber besteht vielfach noch die Tatsache, daß diese Definitionen und Abstraktionen mit ihrer Präzision in der Wirklichkeit nichts Adäquates haben. Nation, Volk, Nationalität sind keine philosophischen termini technici, sondern Begriffe, die zwar in den Bereich der Staatslehre gehören, aber fast überall, je nach der historischen Entwicklung und seelischen Lage, mehr oder weniger bedeutsame Abweichungen zeigen. Würde es auch gelingen, für die angeführten Begriffe, eine einwandfreie Sinndeutung und Sinnbegrenzung zu finden und sie in das Staats- und Völkerrecht mit Allgemeingültigkeit einzubauen, so müßte sich doch in ihrer praktischen Verwendung ein Übergangsstadium einstellen oder sich ein solches als unvermeidlich erweisen. Einen Ausgleich und Ausgleich könnte — nicht in der Theorie, sondern in der Wirklichkeit — erst eine folgerichtige, gemeinsame Evolution bringen. Dies muß immer vor Augen gehalten werden, wenn keine Verwirrungen entstehen und diese dem wirklichen Leben, der praktischen Politik keinen Schaden zufügen sollen.

So wird z. B. im Rahmen des Minderheitenproblems viel über die „Autonomie“, namentlich auch über die kulturelle Autonomie gesprochen. Es wird auch versucht, das Wesen, den Umfang, die äußere und innere Gestaltung dieser kulturellen Autonomie theoretisch festzulegen. Ja es gibt bereits eine ideale Kulturautonomie in Estland, die — so hat es den Anschein — ohne alle geschichtlichen, geographischen, sozialen, wirtschaftlichen und numerischen Bedingungen auf ein weißes Blatt geschrieben werden konnte. Es hat sich aber erwiesen, daß die Autonomie in dieser Form doch auch ihre Voraussetzungen

hat und sich wahrscheinlich nirgend wird einfach kopieren lassen. Man hat es aufrichtig, mit bestem Willen, bei der slowenischen Minderheit in Österreich versucht, das Minderheitenproblem zu lösen und obgleich dabei der geistige Urheber der lettländischen Autonomie selbst mitgewirkt hat, so vermochte man doch bis jetzt keine allseitig befriedigende Lösung zu finden. Man wird vielleicht gezwungen sein, etwas ganz Neues zu schaffen, wenn man die Frage in Österreich endgültig und einvernehmlich auf einen Ruhepunkt bringen will. Jeder Lösungsversuch wird, ganz abgesehen von der Notwendigkeit, allgemeine Grundsätze, soweit sie sich denn aufstellen lassen, in jedem Falle den besonderen geschichtlichen Verhältnissen anzupassen, in unserer Zeit noch besonders erschwert durch das Mißtrauen, mit dem Völker und Staaten sich seit dem Weltkrieg gegenüberstehen.

Ich halte aber daran fest, daß leicht Mißverständnisse entstehen, daß auch Mißgriffe geschehen können, wenn gewisse Theorien selbstgefällig und kunstreich ausgebaut werden und dann gefordert oder versucht wird, diese Theorien nach den Gesetzen der Logik zu verwirklichen, ja sie als allgemein und für jeden Fall gültige Normen in die Tat umzusetzen. Ein solches Vorgehen könnte und müßte gefährliche Folgen haben und den einzelnen Minderheiten große, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Ja die Minderheitenfrage an sich könnte auf diese Weise in Mißkredit geraten und das Wohlwollen weiter, gerade der verständnisvollsten Kreise aufs Spiel setzen.

Da sind z. B. die westeuropäischen Staatsformen, sie sind durchaus demokratisch. Die Demokratie bildet ihren innersten Kern. Und doch wieviele Abarten und Abstufungen sind — sagen wir von der englischen Monarchie bis zur deutschen Volksrepublik — zu unterscheiden. Die absolute Demokratie ist vielleicht ein Ideal, aber es wäre unmöglich und wird für immer eine Unmöglichkeit bleiben, dieses Ideal in einer und derselben Form in sämtlichen Staaten oder auch nur in den westeuropäischen zu verwirklichen. Dieselbe Elastizität, wie sie etwa der demokratischen Staatsform eignet, muß auch das Minderheitenproblem sich verschaffen, wenn es nicht von grauer Theorie angekränkt werden will, sondern an des Lebens goldenem Baum gesunde Früchte zur Reife bringen soll.

Diese Feststellungen ergeben sich namentlich für uns, die Vorkämpfer der deutschen Minderheit in Ungarn, dadurch, daß wir immerwieder die Voraussetzungen und Bedingtheiten des Minderheitenproblems in Ungarn prüfen und zerlegen müssen. In Ungarn gab es durch mehr als tausend Jahre ein und dasselbe, durch kriegerische Eroberung in den Besitz des Landes gelangte Mehrheitsvolk, die Ungarn, und gab es von der Zeit der Landnahme an Minderheitsvölker, die teils unterworfen, teils aus dem Ausland angesiedelt wurden. Es gibt namentlich seit dem 12. und 13. Jahrhundert eine, durch Privilegien (also Autonomien) geschützte deutsche Minderheit (Zipser Deutsche, Siebenbürger Sachsen). Dabei waren diese Minderheitenvölker von Anfang bis zu Ende untereinander und voneinander grundverschieden, sowohl

was Geschichte, geographische Lage als auch was numerische Stärke, soziale Schichtung und Wesen und Höhe der Kultur betrifft.

Es muß infolgedessen jedermann einleuchten, daß in Ungarn bei der Lösung des Minderheitenproblems kein allgemeines, theoretisch zubereitetes Schema angewendet werden kann, da die Verhältnisse — in ihrer organischen Entwicklung betrachtet — nirgend in der Welt so liegen, wie sie heute in Ungarn liegen, oder im alten Ungarn lagen. Ja es ist von vornherein anzunehmen, daß selbst in Ungarn nicht für alle Minderheiten dieselbe Formel — bis in alle Einzelheiten hinein — zur Anwendung gebracht werden kann.

So haben denn die viel definierten und schon oben berührten Worte Nation, Volk, Nationalität z. B. sowohl bei dem Mehrheitsvolk, den Ungarn, als auch bei den Minderheiten in Ungarn einen ganz anderen Klang, einen ganz anderen Gedanken- und Gehühlsinhalt als sonst irgendwo. Es ist infolgedessen selbstverständlich, daß derjenige, der in Ungarn praktische Minderheitenpolitik macht, der die Interessen seines Volkes für Gegenwart und Zukunft mit Verantwortung vertritt, sich in seiner politischen Arbeit nicht einseitig von Ideologien, und seien sie noch so überzeugend und in ihrer Art vollkommen, leiten lassen darf, sondern mit den gegebenen Realitäten und Entwicklungen genau und gewissenhaft rechnen muß. Schreiber dieser Zeilen ist schon infolge seines Berufes natürlicherweise der Letzte, der den hohen Wert und die große Wichtigkeit wissenschaftlicher Selbstbesinnung auch auf dem Gebiete des Minderheitenproblems irgendwie verkennen würde. Wissenschaft und Forschung sollen und müssen das Leben befruchten und die Wege der Zukunft ebnen, aber sie dürfen nicht an Stelle der Wirklichkeit Abstraktion, an Stelle des Lebens Ideologie setzen.

Der vielberufene ungarische Gesetzartikel XLIV vom Jahre 1868 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten beginnt folgendermaßen: „Nachdem sämtliche Staatsbürger Ungarns nach den Grundsätzen der Verfassung in politischer Beziehung eine Nation bilden, die unteilbare, einheitliche ungarische Nation, deren gleichberechtigtes Mitglied jeder Bürger des Vaterlandes ist, gleichviel welcher Nationalität er angehört . . .“ Hiemit ist also im ungarischen Gesetz ausgesagt, daß jeder Bürger Ungarns, welche Sprache er immer spreche, welcher Nationalität er immer sei, kraft des sich im Laufe eines Jahrtausends entwickelten ungarischen Staatsrechtes, mit zum Begriffe der einheitlichen ungarischen Nation — im politischen Sinne —, also der einheitlichen ungarischen politischen Nation — gehöre. Diese Bestimmung dürfte von jedermann außerhalb Ungarns als eine merkwürdige, ja geradezu verdächtige Eigenbrötelei der ungarischen Gesetzgebung empfunden werden. Sie ist es aber zweifellos nicht, sondern sie ist eine historische Gegebenheit.

Vor der Einführung des modernen parlamentarischen Systems, vor der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Vorrechte des Adels bildeten die Mitglieder des Adels — im Sinne des staatsrechtlichen Grundgedankens der Lehre

von der heiligen Stephanskrone — eigentlich die ungarische Nation. Wohl gab es auch Adelige deutscher, slowakischer, rumänischer, kroatischer usw. Nationalität, Adelige, die nicht einmal ungarisch sprachen, und doch „ungarische Edelleute“ waren, und sich als solche bekannten mit dem ganzen Stolz, den ein solches Standesbewußtsein zu geben vermag. Dies war um so leichter möglich, als die amtliche Sprache, gewissermaßen die Staatssprache, die lateinische war, und die Muttersprache, ob ungarisch oder nichtungarisch, in staatlicher Beziehung ohne Bedeutung war, in jeder anderen Hinsicht aber ohne Hindernis gebraucht und gepflegt werden konnte. Als dann 1848 der Rahmen der ungarischen Verfassung erweitert und jeder Bewohner des Landes, ob adelig oder hörig, gleichberechtigter Bürger des Staates wurde, ergab sich daraus automatisch, daß er Mitglied der einheitlichen politischen ungarischen Nation wurde. Natürlich war dies der Ausfluß einer staatsrechtlichen Auffassung, die den zum volklichen Bewußtsein erwachten nichtungarischen Völkern — auch dem nichtvolksungarischen Adel, und zwar bereits seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts — wenig zusagte. Immerhin bekannte sich noch 1878 einer der maßgebendsten und zielbewußtesten Führer des Slowakentums, Michael M u d r o ň, zu ihr und widmete seine Streitschrift gegen den ungarischen Nationalisten Béla G r ů n w a l d „der Brüderlichkeit der Nationalitäten der politischen ungarischen Nation“.

In diesem Sinne, konkret: im Sinne des ungarischen Nationalitätengesetzes von 1868, bedeutet also das Wort „Nation“ die Gesamtheit der Staatsbürger ohne Rücksicht auf ihre volkliche Zugehörigkeit. Es umfaßt eine Vielheit von Völkern, von „Nationalitäten“, die innerhalb des ungarischen Staates leben, deren Geschichte in den historischen Rahmen des ungarischen Staates fällt und deren Kultur dadurch — bei allen großen, wesenhaften volklichen Unterschieden — doch einen gewissen übervolklichen Zuschnitt erhalten hat. Dabei war der Primat des staatsgründenden Ungartums unbestritten.

Das Deutschtum in Ungarn ging von jeher gerne auf die historische und juristische Terminologie des Ungartums ein und so bekannte es sich in der Vergangenheit un' bekennt sich auch in der Gegenwart ohne Umstände zur „einheitlichen, politischen, ungarischen Nation“. Hier schwingen gerade bei dem Deutschtum hohe Gefühle und inhaltschwere Erlebnisse mit: Die Erinnerung an eine vielhundertjährige, gemeinsame Vergangenheit, die Liebe zur schweißgebüngten Heimat, die Treue zum gemeinsamen blutgetränkten Vaterland, die innige Verwachsenheit nicht nur mit der deutschen Volkskultur, sondern auch mit der so vielfach deutsch beeinflussten ungarischen Staatskultur, wie diese sich im politischen, staatsbürgerlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben seit ungezählten Generationen herausgebildet hat. All dies läßt den Deutschen aus Ungarn überall in der Welt sich Ungar oder doch Deutsch-Ungar nennen. Jedenfalls war es unter den Deutschen Ungarns nie Brauch, sich zur „deutschen Nation“ zu bekennen und täten sie es, so kämen sie nicht nur mit dem Wortlaut der ungarischen Gesetze in Widerspruch, sondern würden auch bei dem Ungartum durch Verneinung seiner eingewurzeltsten Ideen Mißtrauen, ja offenes Ärgernis

hervorrufen. Wir können den Begriff der „Nation“ nur im Sinne der „politischen“ oder „Staatsnation“ einschränken; dem politischen und staatsrechtlichen Begriffe nach sind wir jedenfalls nicht Mitglieder der „deutschen Nation“, es sei denn — im Falle der Spaltung des Begriffes „Nation“ — der deutschen „Kulturnation“ oder „natürlichen Nation“ (vergleiche Harold Steinackers Vortrag in den „Mitteilungen“ der Deutschen Akademie, München, Jahrgang 1929, Heft 5).

Bei aller Zugehörigkeit zur „ungarischen Nation“ sind wir natürlich — dieses „natürlich“ im ursprünglichsten Sinne verstanden — gleichgeartete und gleichwertige Mitglieder des „deutschen Volkes“. Es wäre niedrige Heuchelei und käme der Selbstverachtung gleich, wenn wir uns zu dieser unabänderlichen und unbestreitbaren Tatsache nicht frank und frei bekennen würden. Das volkliche Organ des ungarischen Deutschtums, unser „Sonntagsblatt“, führt den Untertitel: „Wochenzeitung für das deutsche Volk in Ungarn“. Als Volk fühlen wir uns naturgemäß schicksalhaft gebunden an die umfassende Gemeinschaft des Blutes, der Sprache und der durch die gemeinsame Art des Fühlens und Denkens bestimmten Bildung, der deutschen Volkskultur. Aus dieser elementaren Gemeinschaft geht jener geheime Zauber aus, der den Deutschen in der ganzen Welt neben seinem Staatsbürgertum auch sein Deutschtum bejahen läßt und ihm gewissermaßen das Gefühl der Geborgenheit gibt, wenn er sich „unter deutschen Leuten“ befindet. Wer diesen Zauber leugnet, verleugnet die Stimme Gottes, seines Schöpfers in sich.

Also: auch der nichtungarische Bürger, auch der deutsche Bewohner des Landes Ungarn gehört der ungarischen Nation an, ist Ungar. Will er sich aber ethnisch vom Staatsvolk differenzieren, oder will man ihn in seiner sprachlichen Besonderheit kennzeichnen, so nennt er sich und nennt man ihn einen Deutschen, nennt man die Gesamtheit der Volksgenossen im Staate Ungarn: die deutsche „Nationalität“. Das Wort wird heute zwar allmählich — in erster Linie im Hinblick auf die magyarischen Volksgruppen in den von Ungarn abgetrennten Gebieten — mit der völkerrechtlichen Bezeichnung — „nationale Minderheit“ ersetzt, ist aber auch heute noch im lebendigem Gebrauch und wird es für lange Zeit bleiben.

Wer gehört nun zur „Nationalität“, zur „nationalen Minderheit“? Man behauptet vielfach, ja es werden in diesem Sinne von minderheitlichen Organisationen Beschlüsse gefaßt, nämlich: das subjektive Bekenntnis entscheide über die Zugehörigkeit zu einem Volke (vergleiche G. Schreiber: Das Auslandsdeutschtum als Kulturfrage. Münster i. W., 1929. S. 90 d.; „Nation und Staat“, 3. Jahrgang., Oktober 1929, S. 68). „Minderheit ist, wer will.“ Die objektiven Merkmale — so führt man aus — seien unsicher und könnten leicht zu Mißbräuchen und gewaltsamen Beeinflussungen führen. Dieser Auffassung gegenüber meine ich, daß sie nicht zum ausschließlichen Grundsatz, zum Axiom erhoben werden dürfe, da in Ungarn z. B. dadurch der Unwahrhaftigkeit und der Irreführung Tür und Tor geöffnet würde. Auch würde sie an und für sich zu schweren, inneren Widersprüchen führen.

In Ungarn steht man seit jeher auf dem Standpunkt der nationalen Bekenntnisfreiheit, aber eigentlich und praktisch doch nur in bezug auf die Gebildeten und nicht zugleich auch hinsichtlich der großen Grundschichten des Volkes. „Volk“ im engeren, sich auf die unteren, dörflichen Massen beschränkenden Sinne des Wortes verstanden. Es war immer so in Ungarn: bekannte sich der Gebildete nach seiner Schulung in ungarischer Sprache und ungarischem Geiste auch volklich zum Ungartum, so forschte niemand nach seiner sprachlichen Zugehörigkeit, nach der Muttersprache und dem angeborenen Volkstum. Ob dieses Vorgehen ein ethisch einwandfreies ist, ob es als ein Moralprinzip hingestellt werden darf, das zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist das Urteif über solche Bekenner kein einheitliches, sondern ist vom Subjektivismus aufs stärkste beeinflusst: in den Augen derer, zu denen man sich bekennt, ist man ein Charakter, in den Augen jener aber, von denen man sich los sagt, ein Renegat. Es ist zuzugeben: trotz allen widersprechenden subjektiven Urteilsmöglichkeiten muß die Bekenntnisfreiheit der Gebildeten bei dem herrschenden nationalen Egoismus wie auf religiösem so auch auf nationalem Gebiete bestehen bleiben. Doch ist zu unterstreichen, daß Religion und Volkstum keineswegs auf derselben Ebene liegen und daß im Bereiche des Volkstums Gegebenheiten (Blut, Muttersprache, Sitte, elementare Bildung) bestehen, die durch kein Bekenntnis und durch keine Abgabe verschwinden gemacht werden können.

Was nun die Angehörigen der breiten Volksschichten betrifft, so galt bezüglich dieser in Ungarn in der Frage der Volkszugehörigkeit im allgemeinen und — wie gesagt — praktisch die Muttersprache als ausschlaggebendes Merkmal. Und dieses — so bin ich überzeugt — nach der Lage der Dinge mit vollem, ja mit absolutem Recht. Wurde in Ungarn z. B. in unseren deutschen Dörfern bei der staatlich-amtlichen Volkszählung von diesem oder jenem Organ, das die Volkszählung durchzuführen hatte, bei der Bestimmung der Nationalität nicht die Muttersprache (bei dem Volk kam ja naturgemäß der Nebenbestimmung: die Muttersprache 'ei jene Sprache, die jedermann als die seinige fühle und die er am besten und am liebsten spreche, keine ernstliche Bedeutung zu), sondern das — so oder so — erreichte Bekenntnis oder etwa die oberflächliche Beherrschung der Staatsprache als entscheidend betrachtet, so sprach man in Ungarn selbst von einem Mißgriff. Durch solche Mißgriffe sind die Widersprüche zwischen den einzelnen ungarischen Volkszählungen bei dem einen und anderen Dorf entstanden, die man von ungarischer Seite auch nicht zu vertuschen oder zu bemänteln suchte. Solche Mißgriffe hatten schwere Angriffe im Auslande gegen die Verlässlichkeit der ungarischen Volkszählung zur Folge und liefern heute noch eines der beliebtesten Mittel der ungarneindlichen Propaganda. (Vergleiche darüber und über die Möglichkeit der Korrekturen: Alois Kovács „Die Sprachkenntnis als Kontrolle der Nationalitätenstatistik“ in „Magyar Statisztikai Szemle“, 1928, Jänner- und Februar-Heft, und „Das Problem der Nationalitätenstatistik“, ebenda, 1929, Februar-Heft.)

Durch Blutmischung kann selbstverständlich und tatsächlich die nationale Zugehörigkeit unsicher beziehungsweise schwankend werden, aber wie selten ist sie in Ungarn in den breiten Volksschichten! Auch die vollständige nationale Isolierung kann natürlich in ein bis zwei Generationen zum Verlust der Nationalität führen, der auch schon deshalb unvermeidlich ist, weil in solchen Fällen gewöhnlich auch eine Blutmischung stattfindet. Zahlreiche Versuche ergeben sich — wie schon oben angedeutet — bei den Gebildeten: sagt sich ein Gebildeter, der die Sprache mehrerer Völker beherrschen und ihre Kultur besitzen kann, von seiner Abstammung los und bekennt er sich zu einem anderen Volk, so ist das seine Sache. Eine Sache, über die die Menschen heute noch verschiedener Auffassung sind.

Anders liegen die Dinge — um den oben gestreiften Gedanken näher zu beleuchten —, wenn von einem einfachen, in seinem Volkstum zutiefst wurzelnden, von diesem Volkstum innerlich und äußerlich geformten Menschen die Rede ist, der, wenn er auch eine zweite oder dritte Sprache (in Grenzgebieten eine häufige Erscheinung) mehr oder weniger beherrscht, doch eigentlich nur in der Muttersprache denkt und fühlt. Wenn dieser gefragt wird — zumeist so, daß in der Frage schon die Antwort enthalten ist — und er in seiner Antwort seine angeborene Nationalität verleugnet, so ist das eine Folge der Unwahrhaftigkeit, ist eine Unwahrheit. Die geradezu schreienden objektiven Merkmale strafen ein solches „Bekenntnis“ Lügen. Da steht — vor unseren geistigen Augen — ein ungarischer, steht ein deutscher Bauer: im Körperbau, in den Gesichtszügen, in seiner Tracht, in seinem ganzen Gehaben vom Scheitel bis zur Sohle mit allen Kennzeichen seiner Abstammung, im Hintergrund mit seinem unverkennbar ungarischen beziehungsweise deutschen Heim, mit Haus und Hof, Wirtschaft, mit seiner ganzen Lebenseinrichtung: kein Mensch wird ihn verkennen, jedermann muß sich selbst über seine Nationalität eine unzweideutige Antwort geben, er ist wie ein Baum, Eiche oder Tanne. Wer ihn trotzdem nach seiner Nationalität befragt, der ist kein Sucher, sondern ein Versucher, ein Verführer sogar! Wenn solche objektive Merkmale in gegebenen Fällen unbeachtet bleiben sollen¹, so kann überhaupt nicht mehr über Nationalcharakter, über nationale Eigenart, über Volkstum gesprochen werden. Volkskunde würde dann zu einem leeren, subjektiven Spiel werden.

Natürlich ist mir bekannt, daß es anders liegt an der deutsch-dänischen Grenze, in Oberschlesien, an Deutschlands Ostgrenzen überhaupt (im Gegensatz zu den Westgrenzen), daß dort weder Muttersprache, noch andere unzweifelhafte Merkmale der Nationalität in jedem Fall erbracht werden können, aber das erhärtet ja nur die Grundthese, daß eines sich nicht für alle schickt, daß man nicht alle Verhältnisse über einen Kamm scheren kann.

„Minderheit ist, wer will.“ Ich meinerseits muß dieser allzu einfachen Formel als für unsere ungarischen Verhältnisse ungeeignet widersprechen, denn ein

¹ Zu den objektiven Merkmalen zählt natürlich nicht der Name, der oft nur auf eine, vor vielen Generationen erfolgte, einmalige Blutkreuzung hindeutet. Namensanalysen sind also ganz entschieden zu verurteilen.

Mensch aus den unteren, wurzelhaften Schichten des Volkes, des Dorfvolkes, ist, was sein Volk ist. Warum soll er „wollen?“ Und wenn er nicht „will“, weder so noch so, weil er die Tendenz der Frage nicht erfasst und so keine innere Nötigung fühlt, darauf zu antworten, ist er dann überhaupt nicht? Ein katholisches, ein protestantisches Dorf ist doch nicht katholisch oder protestantisch, weil es „will“, sondern weil es in den Katholizismus, in den Protestantismus mit all den tausend Traditionen und tausend Verbundenheiten hineingeboren wurde. Das einfache Volk ruht in sich, in seinem Volkstum schlechtweg, ob es sich nun seines Volkstums bewußt ist oder nicht. Es hat vielleicht überhaupt schon seine Unberührtheit, den Blütenstaub verloren, wenn es sich in die Brust wirft und ein bewußtes Bekenntnis ablegt. Tacitus weiß sehr genau, wer ein „Germane“ ist, obgleich die „Germanen“ es nicht wußten.

Dies wird ja jedermann ohne weiteres zugeben, freilich vorausgesetzt, daß er dadurch von seiner eigenen Nationalität eine Gefahr, die Gefahr der Entnationalisierung abwenden kann. Er wird aber widersprechen — dies ist die allgemeine Erfahrung —, wenn er dadurch einen Vorteil für sein eigenes Volk, für die Verbreitung seiner Nationalität gefährdet sieht. Aber man wird sich endlich doch darüber ins Klare kommen müssen, daß es ohne Wahrhaftigkeit, ohne Gerechtigkeit, ohne oberstes Sittengesetz, das für jeden in seinem Gewissen verpflichtend ist, nie und nimmer eine Lösung der Minderheitenfrage geben kann und geben wird.

Im obigen habe ich den Versuch unternommen — nicht um die Wissenschaft über die Minderheiten zu fördern, sondern — aus dem Gesichtspunkte der praktischen Minderheitenpolitik auf die lebensfremden Einseitigkeiten gewisser Theorien und Abstraktionen hinzuweisen. Wohl soll alles, also auch das Minderheitenproblem, von höherem, philosophischem Standpunkt aus geprüft und gewertet werden und dabei muß natürlich von Zufälligkeiten und Einzelerrscheinungen abstrahiert werden. Aber Minderheitenpolitik ist etwas anderes als Minderheitenwissenschaft: sie muß vor allem mit dem realen Leben, mit den Traditionen, mit tausend und aber tausend Gegebenheiten und Bedürfnissen, die überall nach Inhalt und Form in ihrer Tatsächlichkeit und Gefühlsstimmung anders geartet sind, sorgfältig rechnen und sie im Bewußtsein schwerer Verantwortung abwägen. Eines muß allgemein und überall gleichmäßig walten, wenn nicht alle zu Schaden kommen wollen: das Ethos. Denn die Minderheitenfrage ist — in immer steigendem Maße — ein ethisches Problem, das brennendste, das heute die Welt bewegt.

Uns Deutschungarn schweben natürlich stets die Verhältnisse in Ungarn vor Augen. Wir stellen die Frage: Wie besteht für uns subjektiv — im Hinblick auf unser Volk — und objektiv — mit Rücksicht auf das ungarische Mehrheitsvolk — die Möglichkeit, das Minderheitenproblem auf sittlicher Grundlage und im Sinne der Evolution, das heißt der organischen Entwicklung zur Entscheidung zu bringen. Auf diese Frage suchen wir — von den Realitäten, die für uns Schicksal

sind, tausendfach gehemmt, aber auch mannigfach gefördert — die erlösende Antwort.

*

Sehr geehrte Exzellenz!

Sie gaben mir Gelegenheit, mich vor dem Abdruck Ihres vorausgehenden wertvollen Aufsatzes mit Ihnen über den Gedankengang und über die politische Reichweite desselben zu unterhalten. Darf ich vor breiter Öffentlichkeit einiges von dem referieren, was unsere Aussprache ergab, und einiges hinzusetzen, was meine Gedanken nachher beschäftigte?

Ihnen kommt es darauf an, in Ihrem Aufsatz den Unterschied zwischen Allgemeingültigem und zwischen dem durch die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse Bedingten deutlich zum Bewußtsein zu bringen, und Sie heben hervor, daß der Einzelfall seine besondere Aufgabe stellt.

Sie stellen dabei mit großer Kraft und erfrischender Anschaulichkeit heraus, wie ein Volk und die Volkszugehörigkeit nicht auf Willen und Bewußtsein ruht, sondern sich zu erkennen gibt als Lebenserscheinung, die eben da ist und sich kund gibt in Sprache vor allem, aber auch Sitte, Lebensart, Abstammung und manchen anderen Zügen, die unverkennbar genug sind. Sie sind es ja nicht überall, wie Sie selbst bemerken. Man freut sich daran, daß Sie das Leben nicht zerfasern in Begriffen, um es so anderen Hirnen verflößen zu können, sondern es zeigen, wie es ist und wie es Respekt verlangt.

Der da fragt, wird Ihnen jedenfalls in Ihren heimischen Verhältnissen Derjucher, weil da ja nichts zu fragen ist für den, der sehen und fühlen kann. Darin liegt tiefe Wahrheit; aber muß man nicht noch tiefer fassen, um ganz gerecht zu werden?

Unwillkürlich muß ich an die Frage denken, die nach der Bibel an die ersten Menschen herantrat und sie herausriß aus der Harmonie ihres Seins, weil die Frage sie unsicher machte in dem, was ihr Wesen bisher war. Es führte zu ihrer Vertreibung aus dem Paradies der Gotteskindschaft. **Der Frage r war für sie der Derjucher.**

Aber dieselbe Quelle erzählt ja auch von einem zweiten Male, wo eine ähnliche Frage an den Menschensohn herantrat, die Frage, ob er Gottes Sohn sei. Und diese Frage wurde mit einer stolzen Sicherheit bejaht, die einzig dasteht in der Menschheitsgeschichte und ihr die entscheidende Wendung gab, daß der Mensch wieder seiner selbst in seiner göttlichen Kindschaft sicher werden konnte. **Hier gab die Frage Anlaß zu einer uns befreienden Antwort.**

Ich referiere hier die tiefsinnige biblische Darstellung, ohne sie jemand aufdrängen zu wollen, aber an diesem klassischen Beispiel wird klar, wie die Frage das eine Mal zum Fall, das andere Mal zur Befreiung führen kann. Ich halte es nicht für gesucht oder vermessen, in diesem gegebenen Anlaß eine Parallele zu ziehen.

Was Sie hüten wollen, ist die unberührte Sicherheit des Volkslebens. Sie haben ein Recht und guten Grund dazu überall, wo die Möglichkeit vorliegt,

und man muß hoffen, daß es noch weithin möglich ist. Wo diese Sicherheit aber nicht mehr vorliegt oder wo die natürlichen Verhältnisse von vornherein dazu zwingen, mit Willen und Bewußtsein Stellung zu nehmen in der Frage der Volkszugehörigkeit, da wird man nicht von einer Verführung zur Unsicherheit und Untreue reden dürfen, wo gefragt wird, sondern da gilt es eben, zur Sicherheit, zum Ruhen in der das Menschendasein erhöhenden Lebensatmosphäre eines Volkes zu kommen durch bewußte Willensentscheidung.

Ist das nicht auch ein Lebensgesetz, das Gültigkeit hat? Es gilt wohl mindestens überall da, wo an der Peripherie eines Volkes diese Entscheidungsnotwendigkeit in unzähligen Fällen sich aufdrängt. Wir müssen dann durch solche Entscheidung hindurch, und sie führt zu einer befreienden Sicherheit, die nicht weniger wert ist als die von selbst gegebene und bewahrte.

In gewissem Sinne möchte ich die heutige Lage unseres, des deutschen Volkes so auffassen, daß wir auf der ganzen Linie lernen müssen, uns mit bewußtem Stolz zu unserem Volk zu bekennen, weil der Wert und die Bedeutung unseres Volkes so schmachlich angefochten wurde.

Sie kennen diesen freien Stolz und vertreten ihn persönlich. Sollte es nicht mindestens eine Aufgabe sein, überall unsere Volksgenossen dahin zu führen, daß sie durch keine versucherische Frage sich die ruhige Sicherheit ihres Wesens nehmen lassen? Ich sage „ruhige Sicherheit“, weil ich sehr wohl weiß, daß eine herausfordernde Haltung vom Übel ist und oft nur die Unsicherheit verrät.

Sie werden besser als ich beurteilen können, wieweit die Zeit dazu in Ungarn reif ist.

Sie werden auch besser als ich beurteilen können, ob bei Ihnen genügende Sicherheit geboten ist, daß eine amtliche Statistik die Merkmale des Volkstums mit der Zuverlässigkeit erfährt, die Sie wünschen müssen, da Sie die Frage nach der Volkszugehörigkeit bei sich ablehnen.

Ich wollte nicht anfechten, was Sie gesagt; ich glaube nur weiterzuführen, was Sie angeschnitten haben. Mir scheint, daß man auch in Ihren Verhältnissen sich darauf rüsten muß, daß einmal gefragt wird. Bei der intellektuellen Oberschicht sehen Sie selbst diese Notwendigkeit. Ist sie nicht gegeben für die wurzelste feste Schicht des Volkes, so kann die Zeit doch kommen, ehe man sich's versieht.

In vorzüglicher Hochachtung

J. S c h m i d t - W o d d e r.

*

H a c h s c h r i f t.

Ich weiß die seelenvollen Bemerkungen, die Herr Pastor Abgeordneter Schmidt-Wodder von dem ihm eigenen hohen ethischen Standpunkt aus an meine Ausführungen knüpft, vollauf zu würdigen. Worum es sich für mich handelte, war lediglich der nachdrücklichste betonte Hinweis auf die handgreiflichen Gefahren, die durch allzu enge und auf ungenügender Induktion aufgebaute Theorien herbeigeführt werden können. Ich mußte als aktiver Politiker im Gefühl einer schweren Verantwortung meinem Volke gegenüber darauf hinweisen, daß

Grundsätze und Maximen nur mit größter Umsicht und Vorsicht gefaßt werden dürfen. Eben Ungarn, wo es eine Minderheitenfrage in dem einen und anderen Sinne seit tausend Jahren mit tausend Gegebenheiten und Voraussetzungen gibt, kann mit warnenden Beispielen gegen Verallgemeinerungen und starre Ideologien dienen. Im Kampf und in der Arbeit entscheiden harte Notwendigkeiten, die die Richtung und den Sinn des Handelns bestimmen. Gewiß, Versuchungen müssen kommen und Ärgernisse müssen geschehen, aber der Herr selbst hat uns beten gelehrt: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel.“

J. B I e n e r.

Friedrich Spiegel-Schmidt:

WIR

Das Reich zerbrach und das Volk zerrann
Und der Glaube ging uns verloren
Und wir standen verlassen Mann für Mann
Und waren nicht wiedergeboren.

Uns erfüllte das leere Herz die Welt
Mit unersättlichen Lüsten,
Sie bot uns Vergnügen, sie bot uns Geld
Auf stürzenden Baugerüsten.

Und stürzt einer mit, so ist's nur ein Schrei
Und wir hasten weiter und jagen —
Wir bleiben nicht stehen — vorbei — vorbei —
Sonst müßte das Herz verzagen.

Betäubt und verblendet auf schwankendem Steg,
Perverse unter Perversen,
Schlagen wir uns um das Blümlein am Weg,
Den Tod auf unseren Fersen.

Anton Tafferner:

Deutsche Volksforschung in Ungarn zu Bleyers Zeiten

Die Anfänge

Dieses Thema ist für mich nicht neu, denn darüber habe ich bereits in einer Artikelserie geschrieben.¹⁾ Eine zusammenfassende Übersicht habe ich in meiner »Donauschwäbischen Wissenschaft«²⁾ geboten. Über grundsätzlich Neues wird kaum berichtet werden können. Dennoch bietet mir die obige Aufgabenstellung, die mir auf der Vorstandssitzung der Suevia Pannonica am 30. Juli 1983 in Ulm zugewiesen wurde, Gelegenheit, Lücken auszufüllen und das Endergebnis zu ziehen. Bleyer war von seinem wissenschaftlichen Werdegang her kein Volksforscher bzw. Volkskundler, sondern ein Geisteswissenschaftler und namentlich ein Literaturhistoriker, obwohl seine Dissertation 1897 die ungarischen Beziehungen der deutschen historischen Volkslieder bis 1551 behandelte. Dabei handelt es sich aber nicht um Volkslieder von heute oder gestern, sondern um historische Gesänge mit deutsch-ungarischen Beziehungen, d.h. um Zusammenhänge des deutschen und ungarischen Geisteslebens.³⁾ Spezieller, nur auf das ungarländische Deutschum bezüglicher Stoff interessierte Bleyer bis zum Ersten Weltkrieg kaum. Die Hinwendung dazu brachte ein Aufsatz von **Stefan Vohnáz** über »**Die deutsche Ansiedlung im Komitat Sathmar**« in der Zeitschrift der Ungarischen Historischen Gesellschaft »SZÁZADOK«, Jg. 1914. Vohnáz, der 1908 eine Lautlehre der sathmarschwäbischen Mundarten verfaßt hatte, lenkte mit einem Mal Bleyers Interesse auf ein kaum berührtes ungarländisch-deutsches Forschungsgebiet, nämlich auf die Ansiedlungsgeschichte.

Beim Kriegausbruch 1914 wurde Jakob Bleyer zusammen mit Aurel Förster, von der Philologischen Gesellschaft mit der Schriftleitung der »Egyetemes Philológiai Közlöny« (der Allgemeinen Philologischen Revue) betraut. Bleyer betreute die Neu-, Förster die Altphilologie. Durch die Redaktionsarbeit kam Bleyer nicht nur mit literarischen, sondern auch mit geschichtlichen und volkskundlichen Themen in Berührung. Im Jahrgang 40 (1916), Seite 143-144, veröffentlichte Bleyer einen aufsehenerregenden Beitrag über »**Die Geschichte der ungarländisch-deutschen Ansiedlung und die Sprachwissenschaft**«. Die Verbindung von Ansiedlungsgeschichte und

Mundartforschung läßt auf den Einfluß der Arbeiten von Vönház über die Ansiedlung und die Mundart der Sathmarer Schwaben schließen, ja Bleyer gibt dies sogar zu, indem er dem großösterreichisch eingestellten Czernowitzer Falkultätskollegen Raimund Friedrich Kaindl eine Absage erteilt, weil er dessen Darstellung in der »Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern« für »tendenziös« hält, den oben zitierten Aufsatz von Stefan Vönház in den »SZÁZADOK« (Jahrhunderten) aber lobt, da die Forschungen von Vönház auf einheimischem bzw. einschlägigem Archivmaterial aus dem Archiv der Grafen Károlyi beruhen. Bleyer bestreitet nicht die Leistungen der großen österreichischen Historiker, aber er streitet ihnen den Vorrang ab, weil sie nicht im einheimischem Boden wurzeln. Dagegen stellte er den Siebenbürger Sachsen ein schönes Zeugnis aus. Unter direktem Hinweis auf die Arbeiten von Vönház betont Bleyer die Parallelität bzw. die gleichrangige Bedeutung der Mundart- und Siedlungsforschung. Im Ganzen handelt es sich um ein kulturgeschichtliches Kapitel des ungarländischen Deutschtums. Und das sei Aufgabe der ungarländischen Germanistik. Im selben Atemzug weist er auf den einschlägigen Aufsatz seines Landsmannes und Fakultätskollegen **Heinrich Schmidt** in der Berliner »Ungarischen Rundschau«, Jg. 1914, Seite 656-677 über »**Die deutschen Mundarten in Südungarn**« hin. Schließlich unterstreicht Bleyer die von **Gideon Petz** seit 1905 eingeleitete ungarländische deutsche Mundartforschung, von der sich Bleyer viel erhofft hat. Die Trias: Bleyer-Petz-Schmidt begründete 1912 die Dissertationsreihe »**Arbeiten zur deutschen Philologie**« (in Ungarn), deren einzelne Nummern wohl in ungarischer Sprache erscheinen mußten, aber durch einen deutschen Auszug einigermaßen auch der deutschen Forschung zugänglich wurden.

Rückschauend hätte Bleyer außer Kaindl vor allem auf die grundlegenden archivalischen Forschungen Karl Freiherrn von Czoernigs (Ethnographie der österreichischen Monarchie, Band 3, Wien, 1857) und vor allem auf Ludwig Baróti »Datensammlung zur Geschichte Südungarns im 18. Jahrhundert« (1893—1907) und nicht weniger auf die einschlägigen Arbeiten Eugen Szentkláray's hinweisen können. Trotz alledem entwickelte Bleyer in dem kleinen Beitrag ein ganzes Programm der künftigen ungarländischen deutschen Volksforschung. Es war vorauszusehen, daß Bleyer an der Ofenpester Universität neben seinem Lehrstuhl für Literaturgeschichte auch einen solchen für ungarländisch-deutsche Volksforschung einrichten würde. Aber die Geschichte nahm einen anderen Lauf. Als sich 1917 immer mehr abzeichnete, daß die Mittelmächte den Krieg nicht gewinnen könnten, weil der Eintritt Amerikas bereits feststand und bei allen Völkern der Monarchie die nationalen Kräfte sich regten, da schlitterte Bleyer mehr und mehr aufs politische Feld hinüber, verließ sogar seine Lehrkanzel an der Alma Mater Pazmanea in Ofenpest und ging bis 1921 ganz in der Politik auf. Das lateinische Sprichwort abgewandelt, hätte man also auch sagen können: *Inter politica silet scientia*, inmitten der Politik schweigt die Wissenschaft.

Die Jahre 1918—1921 bedeuteten nicht nur im Leben Bleyers, sondern folgerichtig auch im Leben des ungarländischen Deutschtums einen tiefen Einschnitt, den Übergang vom Traum eines nationalen Großungarn zum national gedemütigten Kleinungarn. Die Revolutionen 1918/19 brachten auch beim verbliebenen ungarländischen Deutschtum die nationalen Kräfte an die Oberfläche. Ich brauche aber in die Schilderung der Ereignisse 1918—1921 nicht einzusteigen, denn sie sind allgemein bekannt. Die Gegenrevolution siegte, an der Bleyer maßgeblichen Anteil hatte, was ihm zeitweilig in den ersten gegenrevolutionären Regierungen einen Ministersessel einbrachte, von dem er sich allerdings vergeblich eine grundsätzliche Wende der bis 1918 praktizierten Nationalitätenpolitik erhofft hatte, obwohl Bleyer, wie er immer wieder bekannte, für die Integrität Ungarns, vor allem für den Verbleib Burgenland-Westungarns mehr gekämpft hat als seine Antipoden innerhalb und außerhalb des Parlaments. Nachdem aber Burgenland-Westungarn verloren war, schlug für das verbliebene Deutschtum buchstäblich die Stunde Null. Bleyer kehrte auf seine Lehrkanzel zurück und gründete 1921 fast gleichzeitig das »Sonntagsblatt« als Wochenblatt für das deutsche Volk in Ungarn.

Die junge Pflanze sollte in jenem Teil des Deutschtums im altungarischen Raum gedeihen, das völkisch im großen und ganzen zwar intakt, aber kulturell sehr vernachlässigt war. Kurzum: Dieses Deutschtum mußte für ein Kulturprogramm erst gewonnen werden. Das hatte zur Folge, daß das »Sonntagsblatt« sich außer den üblichen Rubriken über die Wirtschaft, Politik usw. auch kulturellen Fragen über die Leistungen des Deutschtums in Ungarn, namentlich seiner Geschichte zuwenden mußte, um den Zugang zu den Herzen des einfachen Bauernvolkes zu finden und dadurch sein nationales Selbstbewußtsein zu steigern. Das wußte Bleyer sehr wohl. Aber die Zahl derjenigen, die dazu willens und fähig waren, konnte man an den zehn Fingern abzählen.

Im übrigen hatten auf diesem Gebiet die Vorgängerinnen des »Sonntagsblattes«, die »Neue Post« (1917-1920) und die »Pester Zeitung« (1920-1921), die ebenfalls in Ofenpest erschienen, vorgearbeitet. Die Mundartkunde führte hinüber zur »Heimatkunde«, genauer zur »**Deutschungarischen Heimatkunde**«, deren Begründer der Burgenländer Zisterzienser und spätere Univ.-Prof. Dr. **Elmar von Schwartz** war. Ab 1919 veröffentlichte Schwartz in dieser Spalte volkskundliche Beiträge, freilich vor allem aus seiner engeren Heimat, dem Burgenland. Aber bereits in der Stunde des Zusammenbruchs, Ende 1918, wandte sich Schwartz sogar an die heimkehrenden Soldaten zwecks Sammlung bzw. Veröffentlichung von Volksliedern und Volkssagen. Schwartz stimmte mit Bleyer darin überein, daß die deutsche Volksforschung in Ungarn eine ungarländisch-deutsche Angelegenheit sei. Während aber Schwartz zeit lebens an diesem Axiom festhielt, ließ sich Bleyer eines Besseren belehren und mußte gestehen, daß eine nur auf sich

gestellte ungarländisch-deutsche Volksforschung zum Scheitern verurteilt sei und machte später seine »Deutsch-Ungarischen Heimatblätter« zu einem »Stelldichein« deutscher, ungarländisch-ungarischer und ungarischer Forscher. Aber bis zur Gründung der »Deutsch-Ungarischen Heimatblätter« (1929) mußte noch ein weiter Weg zurückgelegt werden.

Regensburg 1927

Mittlerweile erlebte nach dem Ersten Weltkrieg die deutsche Volksforschung im Reich und in Österreich eine neue Blütezeit, die sich nach und nach in verstärktem Maße auch den Volksgenossen jenseits der Grenzen zuwandte. Damit mußte Bleyer und mit ihm die ganze ungarische Öffentlichkeit, die wissenschaftliche inbegriffen, rechnen. Die deutschen Forscher waren bestrebt, die Auslandsdeutschen bzw. Volksdeutschen in die gesamtdeutsche Volksforschung einzubeziehen und die Volksforschung innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen zu koordinieren. Zum anderen trugen sich Jakob Bleyer und Richard Huß seit langem mit dem Gedanken, für die Erforschung des Trianoner Restungarndeutschtums ein wissenschaftliches Organ zu schaffen, wobei Huß Bleyer fast übertrumpft hätte. Unter solchen Vorzeichen kam am **22./23. April 1927 in Regensburg die Südostdeutsche Tagung** donauschwäbischer, sächsischer, deutscher und österreichischer Forscher zustande, nach der ich bei der Niederschrift meiner »Donauschwäbischen Wissenschaft« 1972 und 1973 vergeblich fahndete.

Über die Vorgeschichte der »Regensburger Tagung« habe ich in meiner »Donauschwäbischen Wissenschaft« ausführlich berichtet. Über ihren Verlauf selbst aber konnte ich nichts in Erfahrung bringen.⁴⁾ Ich möchte an dieser Stelle nur auf die wesentlichen Momente hinweisen. Die Bemühungen um eine Koordinierung der deutschen Volksforschung innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen gingen von der 1925 in München gegründeten **Deutschen Akademie** aus.⁵⁾ Eine ihrer Hauptaufgaben erblickte sie darin, das Auslandsdeutschtum zu fördern. Durch die Veröffentlichung der »Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa« (1936), genauer: Die Auswandererlisten des Wiener Hofkammerarchivs — allerdings mit vielen Mängeln — hat sie die donauschwäbische Auswanderungs- und Sippenforschung zum großen Dank verpflichtet.

Im Hintergrund tauchte bereits das monumentale Unternehmen eines »**Handwörterbuches des Grenz- und Auslandsdeutschtums**« auf, dessen Regisseure in Leipzig und Breslau saßen. Zu diesen gehörte der Freiburger Univ.-Prof. **Dr. Friedrich Metz**, mit dem Bleyer eng befreundet war. Bleyer konnten diese Bestrebungen im Hinblick auf Ungarn nicht verborgen bleiben. Im Jahre 1926 unternahm Bleyer eine Vortragsreise durch Deutschland, die ihn u.a. auch nach München führte. In der Deutschen Akademie

hielt er einen Vortrag über: »Die Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa« und in der Gesellschaft für das süddeutsche Theater über »Die Geschichte des deutschen Theaters in Ungarn«. Das »Sonntagsblatt« berichtete darüber in seiner Nummer vom 4. Juli 1926. In der Nummer vom 25. Juli (Seite 2—4) brachte es einen langen Bericht über »Bleyer in Württemberg«, wo er u.a. über »Die Notwendigkeit eines südosteuropäischen Forschungsinstituts« (Sbl. ebda, Seite 5—6) sprach, das 1930 als »Südostinstitut« in München tatsächlich auch gegründet wurde. So eilte Bleyer seiner Zeit gewissermaßen voraus.

Die Forschung im Reich lag ihm ebenso am Herzen wie die in Ungarn oder einem anderen Nachfolgestaat der Monarchie. Jedenfalls ging es Bleyer um die Institutionalisierung der Forschung, sei es durch die Gründung eines Instituts oder einer Zeitschrift. Seine Biographin, Hedwig Schwind, berichtet sehr ausführlich über seine diesbezüglichen Pläne und Ansichten. Es ist demnach nicht von der Hand zu weisen, daß Bleyer während seiner Vortragsreise 1926 auf derartige reichsdeutsche Pläne zumindest indirekt einen Einfluß ausgeübt hat.⁶⁾ Nun zurück zur Regensburger Tagung, womit ich, wie schon angedeutet, in meiner geistesgeschichtlichen Forschung eine Lücke ausfüllen möchte.

Wir sind über ihren Verlauf durch die **»Niederschrift über die Verhandlungen der in Regensburg am 22./23. April 1927 abgehaltenen Tagung zur wissenschaftlichen Erforschung des Deutschtums und seiner Umwelt in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien«** genau unterrichtet. Sie stammt aus dem Nachlaß von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Metz (gest. 24. Dezember 1969 in Freiburg) und wurde von dem Geographen **Dr. Emil Meynen**, einem der großen Initiatoren deutscher Wissenschaftspolitik in der Nachkriegszeit, verfaßt. Sie wurde in der **»Gedenkschrift für Friedrich Metz, dem Freund der Donauschwaben«**, in den **»Beiträgen zur Kenntnis der Donauschwaben«**, wie der Obertitel heißt, auf den Seiten 152-175 abgedruckt, ist also von beachtlichem Umfang. Die Gedenkschrift in bescheidener Aufmachung, broschiert und nur im Umfang von 175 Seiten, wurde unter der redaktionellen Mitarbeit von Dr. Josef Schramm 1972 (recte: 1973!) von der Landsmannschaft der Donauschwaben in Baden-Württemberg e.V. in Stuttgart herausgebracht. Friedrich Metz war nicht nur ein Freund Bleyers, dessen Ahnen-Urheimat er in Au/Murgtal festgestellt hat, sondern auch der SUEVIA PANNONICA. Es sei darum an dieser Stelle erinnert an seinen Aufsatz über »Jakob Bleyer und das Murgtal. Zur Ein- und Auswanderung im deutschen Südwesten«, das im »Archiv der Suevia Pannonica«, Jg. 5 (1968), S. 54—60, erschien. Darin kommt Metz auch auf die Regensburger Tagung zu sprechen. Ich möchte diese Stelle, obwohl ich sie in meiner »Donauschwäbischen Wissenschaft« bereits zitiert habe, hier wiederholen.

Inhaltlich sei vorausgeschickt, daß Friedrich Metz, damals in Leipzig, mit der Hauptschriftleitung des Handwörterbuchs für das Grenz- und Auslandsdeutschum beauftragt worden war. Dieses Handwörterbuch ist meines Erachtens das bisher größte weltumspannende deutsche wissenschaftliche Unternehmen. Metz ging es darum, für die einzelnen Siedlungsgebiete bzw. Länder qualifizierte Mitarbeiter zu gewinnen. Die Regensburger Tagung kam eigentlich unter diesem Aspekt zustande. Und Metz betont ausdrücklich, daß sie dem »Handwörterbuch zugute kommen sollte«.

Über die Teilnehmer schreibt Metz folgendes: »In einer Aussprache, die vorher in der Wohnung Bleyers in Budapest stattgefunden hatte, waren wir darüber einig geworden, daß Bleyer selbst nicht in Regensburg erscheinen werde, sondern ihn dort sein Mitarbeiter Professor Dr. Heinrich Schmidt von der Universität Segedin und Gymnasialprofessor Dr. Rogerius Schilling, der dem Zisterzienser-Orden angehörte und ebenfalls in Budapest tätig war, vertreten sollten. Aus dem Südosten waren außerdem Professor Dr. Richard Huß von der Universität Debrecin, Prof. Dr. Rudolf Spek, der Direktor des Baron-von-Brukenthal'schen Museums in Hermannstadt, Senator Karl von Möller aus Temeschburg und Senator Dr. Georg Graß aus Semlin bei Belgrad unserer Einladung gefolgt.« Warum Bleyer selbst nicht teilnahm oder teilnehmen konnte, wird nicht begründet, wäre aber des äußeren Eindrucks wegen vonnöten gewesen. Außer Friedrich Metz sei noch auf Josef Nadler verwiesen, dem, wie Bleyer, die Schaffung eines südostdeutschen Forschungsinstituts vorschwebte.

Rückschauend und ergänzend zum nachfolgenden Protokoll der Regensburger Tagung steuerte **Emil Meynen** zur Gedenkschrift für Friedrich Metz (Seite 150—151) noch einen »Bericht« zur Tagung bei, betitelt: »**Deutsche Volksforschung in den Donauländern**«. Eingangs erinnert er daran, daß es sich bei der Regensburger Tagung eigentlich um eine Station der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung handelte, deren Grundlagen Friedrich Metz, Albrecht Penck und er gelegt hatten. Die Regensburger Tagung sei eine »reine Arbeitsbesprechung« gewesen. Meynen gebraucht zwar nicht das heute auf allen Gebieten der Forschung und Wirtschaft gängige Wort »Koordination«, aber aus dem Verlauf der Tagung geht diese Zielsetzung eindeutig hervor, da binnendeutsche und außendeutsche Forscher bislang einander isoliert gegenüber standen, d.h. keiner von ihnen richtig wußte, was sich innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen abspielte. Meynen drückt das in seinem Bericht so aus, daß man über die Heimatforschung in den »Neusiedlergebieten« wenig unterrichtet gewesen sei. Er nannte es einen glücklichen Zufall, daß die Regensburger Tagung oder in seiner Diktion: »Arbeitsbesprechung«, Universitätsprofessoren, Heimatforscher, Archiv- und Museumsdirektoren, Historiker, Statistiker, Geographen, Mundartforscher, Volkskundler, Juristen und Volkswirtschaftler vereinigte. Dann zählt Meynen die Teilnehmer der Tagung im einzelnen

auf, die hier in alphabetischer Reihenfolge wiedergegeben werden sollen. Archivdirektor Dr. Hektor **Ammann**, Aarau (Schweiz); Univ.-Prof. Dr. Hermann **Aubin** (Gießen); Univ.-Prof. Dr. Robert **Gradmann** (Erlangen); Univ.-Prof. Dr. Willy **Graf** (Heidelberg); Senator Dr. Georg **Graßl** (Semlin bei Belgrad); Univ.-Prof. Dr. Arthur **Golf** (Leipzig); Univ.-Prof. Dr. Walter **Götz** (Leipzig); Univ.-Prof. Dr. Karl **Haushofer** (München); Univ.-Prof. Dr. Richard **Huß** (Debrecin); Univ.-Prof. Norbert **Krebs** (Berlin); Geheimrat Dr. Albert **Krieger** (Karlsruhe); Univ.-Assistent Dr. Egon **Lendl** (Wien); Gymn.-Prof. Dr. Andreas **Lutz** (Graz); Univ.-Prof. Dr. Theodor **Mayer** (Prag); Univ.-Prof. Dr. Friedrich **Metz** (Leipzig); Senator Dr. Karl von **Möller** (Temeschburg); Dr. Albert **Pfeiffer** (Speyer); Museumsdirektor Dr. Rudolf **Spek** (Hermannstadt); Gymn.-Prof. Dr. Roger **Schilling** (Ofenpest); Univ.-Prof. Dr. Heinrich **Schmidt** (Segedin); Dr. Herbert **Schönebaum** (Leipzig); Univ.-Prof. Dr. Alois **Schulte** (Bonn); Univ.-Prof. Dr. Carl **Uhlig** (Tübingen); Univ.-Prof. Dr. Wilhelm **Volk** (Leipzig); Geheimrat Dr. **Wolfrum** (Frankfurt); Univ.-Prof. Dr. Wilhelm **Wostry** (Prag); Dr. Martin **Wutte** (Klagenfurt); Geheimrat Dr. Eugen **Würzburger** (Leipzig). — In der Diskussion erwähnt Meynen einen gewissen Dr. **Wagner** vom Marburger Sprachatlas, ohne nähere Amtsbezeichnung.

Im Ganzen also eine schöne Galerie von interessierten Professoren und Forschern. »Die erhaltene Niederschrift der Regensburger Besprechung sei nachfolgend in ihrer wissenschaftlichen Aussprache als ein Spiegel der damaligen Arbeit wiedergegeben. Die Regensburger Besprechung hat in gewissem Sinne einen neuen Abschnitt in der Deutschumforschung des Südostens eingeleitet. Wenn auch nicht alle aufgezeigten Aufgaben verwirklicht worden sind, so gehen doch eine Anzahl von Forschungsvorhaben und Veröffentlichungen auf diese zurück«, schreibt u.a. Dr. Meynen. Dabei erwähnt er an erster Stelle die Wiener »**Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa**«, München 1936. Aber Friedrich Lotz und ich konnten an Hand der Originallisten im Hofkammerarchiv feststellen, daß die von Studenten, also von keinen Fachleuten, verfaßten bzw. abgeschrieben Kolonistennamen viele Mängel, falsche Schreibweisen und Auslassungen aufweisen, daß also eine zweite, verbesserte Auflage sehr vonnöten wäre, zumal die 1. Auflage sowieso schon vergriffen ist. Die Herren Franz **Wilhelm** und Josef **Kallbrunner** dienten nur als Aushängeschild.

Aus der Niederschrift möchte ich aber in direkter Rede nur jene zu Wort kommen lassen, die Themen und Probleme des Südostens aufgegriffen, und zwar in der, in der Niederschrift niedergelegten Reihenfolge.

Friedrich Metz betonte einleitend, daß das Forschungsgebiet räumlich einen großen Teil Altungarns umfasse. Den jetzigen politischen Grenzen müsse man Rechnung tragen. Daraus ergeben sich Teilredaktionen des »Handwörterbuchs«. Metz trat für die generelle Bezeichnung »Schwaben« ein und versuchte sie historisch zu untermauern. Eine wichtige Aufgabe se-

he er in der Erforschung der Auswanderungsursachen. »Nicht wirtschaftliche Ursachen sind es im tiefsten Sinne gewesen, sondern politische«, betonte er, namentlich die französischen Raubkriege und die darauffolgenden andauernden Kriege bis zur Französischen Revolution. Daß auch rein wirtschaftliche Gründe mitspielten, wolle er nicht bestreiten. Aber im Grunde genommen sei die Auswanderung der Donauschwaben »in erster Linie als Grenzlandschicksal aufzufassen«. Die reichsdeutsche Wissenschaft habe im Südosten viel Versäumtes nachzuholen.

Rudolf Spek befaßte sich mit dem »Urkundenbuch der Deutschen in Siebenbürgen« und mit dem »Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch«. In Bezug auf Großrumänien fehle bei der Siedlungsgruppe der Schwaben im Banat, Sathmar und der Bukowina »auf wissenschaftlichem Gebiet beinahe alles.« Griselin, Czoernig und Kaindl hätten bloß Vorarbeiten geleistet. Vom donauschwäbischen Standpunkt scheinen mir folgende Ausführungen Speks von größter Wichtigkeit. »Um feste Grundlagen zu erhalten, müßte deshalb als Idealforschung die Schaffung eines großen Urkundenwerkes über die deutsche Auswanderung des 18. Jahrhunderts nach dem Südosten aufgestellt werden, wobei die Archive der Urheimat, die Staatsarchive in Wien und Budapest, sowie die Archive der neuen Heimat heranzuziehen wären... Auf sprachlichem Gebiet ist noch weniger vorhanden, als auf dem geschichtlichen.« Hier müsse ganz von vorne begonnen werden etc.

Damit hatte Spek, sozusagen vom hohen Roß, unter Hinweis auf die Leistungen der Sachsen — den Schwaben sozusagen die Leviten gelesen, nicht zu Unrecht, wobei er allerdings vergaß, die Gründe anzuführen, warum die Schwaben auf allen Gebieten nachhinken. Mit seinen Vorschlägen hat Spek jedenfalls ins Schwarze getroffen und meinte im Grunde genommen die Erstellung eines donauschwäbischen Urkundenbuches. Aber seine Idee wurde — unabhängig von der Regensburger Tagung — erst von mir in den 1940er Jahren aufgegriffen und 47 Jahre später verwirklicht.

Heinrich Schmidt hielt einen Vortrag über die Probleme und Aufgaben der ungarländischen Deutschtumsforschung und indirekt der donauschwäbischen schlechthin. »Donauschwäbisch« scheint aber den versammelten Herren ein unbekannter Begriff gewesen zu sein, denn er taucht im Protokoll kein einziges Mal auf. (Er war ja damals erst fünf Jahre alt.) Heinrich Schmidt bot zuerst eine statistische Übersicht über das ungarländische Deutschtum, und zwar ganz so, wie sich diese im, ein Jahr darauf erschienenen Bleyer'schen Sammelwerk widerspiegelt. Dabei betonte er, daß die Schwaben die Sachsen um das Doppelte überträfen. Nach der Schilderung der geographischen Verbreitung legte er die mundartlichen Unterschiede dar und wies darauf hin, daß die österreichischen Kollegen über die »ungarischen Verhältnisse« Irrtümer verbreiten würden. Seine Feststellung: »Die

Herkunft der ua-Mundarten kann bei der großen Ausdehnung des mittelbairischen Sprachgebietes vorläufig noch nicht festgesetzt werden«, gilt heute noch und wird wahrscheinlich auf ewige Zeiten gelten, es sei denn, ein einziger Forscher befaßt sich nur mit diesem Problem.

Die ungarländisch-deutschen Mundarten seien Mischmundarten, die dort durch die Ansiedlung von hundert und mehr Familien aus verschiedenen Gegenden entstanden seien. Die grundsätzlichen Probleme habe er in seiner Antrittsrede in der Ungarischen Akademie 1924 vorgetragen. Im Gegensatz zur Mundartforschung lägen über die Volkskunde nur handschriftliche Dissertationen vor. »Es wäre sehr erwünscht, die Siedlungsgeschichte und Volkskunde des ungarländischen Deutschtums kraftvoll unter Zusammenfassung aller geistigen Kräfte weiter zu fördern, auch deshalb, weil das kulturelle Interesse des ungarländischen Deutschtums für nichts so leicht gewonnen werden kann, wie für die Fragen seiner Herkunft, seiner Sprache, seiner Sitten und Gebräuche und seines wirtschaftlichen Fortkommens.«

Georg Graßl erklärte sich mit den Ausführungen Heinrich Schmidts identisch und verzichtete darum auf längere Auseinandersetzungen. Die Probleme in Jugoslawien und Rumänien seien dieselben wie in Rumpfungarn.

Carl Uhlig berichtete über die in seinem Tübinger Seminar in Gang befindlichen Dissertationen über die Schwäbische Türkei. (Auch dieser Ausdruck scheint den Regensburgern unbekannt gewesen zu sein, denn Uhlig spricht nur von »Ungarn«). Vor allem setzte sich Uhlig mit der ungarischen Statistik kritisch auseinander. Für Ungarn (Uhlig sprach auch über andere Länder) stünden die Arbeiten von Isbert über den »Bakony« und Rieth über Rumpfungarn vor ihrem Abschluß. »Bakony«! Selbst ein Uhlig ist dem landläufigen Irrtum erlegen, daß der »Bakon«-Wald mit dem Südwestlichen Ungarischen Mittelgebirge vom Plattensee bis zum Donauknie gleichzusetzen sei. (Oder ist dieser »Fauxpas« Meynen zuzuschreiben? Kann sein.) Sathmar werde Msgr. Johannes Straubinger behandeln. Wegen der Wichtigkeit der Kirchenbücher müßten die Pfarrer zur Mitarbeit herangezogen werden.

Friedrich Metz sah im Mangel deutscher wissenschaftlicher Arbeit in Ungarn eine Gefahr für den ganzen mittleren Donaauraum. Man sei gezwungen, noch immer auf das staatlich beeinflusste »Kronprinzenwerk« (die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild) zurückzugreifen. Darüber hinaus regte Metz die archivalische Erforschung der Militärgrenze an, vergessend, daß schon bis 1927 über dieselbe alles Wissenswerte zusammengetragen worden sei. Denn die Militärgrenze galt von jeher als Paradestück der österreichischen Forschung, wie nicht weniger das Banat, allerdings nur aus dem Blickwinkel der Banater selbst, vor allem was die donauschwäbische Kolonialisierung anbelangt. Mit Recht weist Metz auf die Bestände des Hofkammerarchivs hin, die allerdings nicht nur »Verwaltungs-

berichte« enthalten, sondern auch ein Gesamtbild der Kolonisation ergeben. Metz beklagt mit Recht, daß durch die Friedensdikate die Wiener Archive gezwungen worden seien, die auf die Nachfolgestaaten der Monarchie bezüglichen Akten an Budapest, Bukarest, Prag, Belgrad und Rom auszuliefern, wodurch die Forschung in Zukunft erschwert würde. Die unsachlichen Behauptungen ungarischer Forscher wies Metz zurück. So etwa, daß Österreich »Fremde« nur darum angesiedelt habe, »um Ungarn und die Madjaren zu schädigen«. Die Madjaren seien überdies gar nicht in der Lage gewesen, die durch die Türkenkriege (recte: Türkenherrschaft!) entvölkerten Gebiete zu füllen; der Ungar sei kein Kolonisator. Der erste Satz besteht zu vollem Recht, der letztere nur mit Einschränkung. Denn Joseph II. hat bekanntlich zur Besiedlung des Batscherlandes nachgerade »massenhaft« auch Madjaren herangezogen. Daß man deutsche Kolonisten wegen ihres Fleißes und wegen ihrer höheren Kulturstufe bevorzugte, stimmt jedenfalls, ebenso die Feststellung von Metz, daß hier, nämlich im mittleren Donaugebiet, eine der größten Kulturleistungen des gesamten deutschen Volkes vollbracht worden sei. Aus diesem Grunde müßten auch die Präliminarien der — donauschwäbischen — Kolonisation erforscht werden. Emil Meynen werde eine Arbeit über die »Landesbeschaffenheit des deutschen Siedlungsgebietes in den mittleren Donauländern vor der deutschen Besiedlung« schreiben. Dann spricht Metz, wie vorhin Uhlig, von einer Arbeit und kartographischen Darstellung des Deutschtums im »Bakony-Wald«, als ob dieser in der deutschen Dichtung berüchtigt gewordene Wald das Herzstück des ungarländischen Deutschtums wäre!

Norbert Krebs lobte den 1. Band eines Plattenseewerkes, ohne Verfasser und Titel genau anzugeben, den übrigens auch sein Vorredner, Friedrich Metz gelobt hatte. Der Plattensee, sowohl historisch als auch geologisch-morphologisch, war stets ein beliebtes Ziel der ungarischen Wissenschaften. (Wahrscheinlich meinten die beiden Diskussionsredner unter »Plattensee-werk« »die geologischen Formationen der Balatongegend und ihre regionale Tektonik« von Ludwig Lóczy. Wien 1916, 718 Seiten. 4° XV Tafeln).

Andreas Lutz, geb. in Bailand in der Branau, machte auf die militärischen Aufnahmen unter Joseph II. aufmerksam, mit deren Hilfe man das ältere Landschaftsbild vor der — donauschwäbischen — Kolonisation rekonstruieren könne.

Karl Haushofer berichtete über die in den letzten Jahren durchgeführten »Ungarn-Arbeiten«, die 1927 fortgeführt werden sollten. (Leider nennt der Protokollführer Emil Meynen keine Namen und keine Titel).

Richard Huß präsentierte sich als Statistiker und gab an, daß er auf Grund der Volkszählung von 1910 über die Volksdichte Untersuchungen angestellt habe. Die Ergebnisse wolle er den Forschern gerne zur Verfügung stellen.

Carl Uhlig hat versucht, die »Fälschungen« und »unzutreffenden Angaben« der ungarischen Statistik den Anwesenden verständlich zu machen.

Eugen Würzburger hat diesen Faden wieder aufgenommen und verstieg sich zu langen Ausführungen über die ungarische Sprachenstatistik, über die «Muttersprache», die »man am liebsten spricht« usw. Er stellte sich als Sachkundiger vor und nannte die Fehlerquellen, u.a. die Ausfüllung der Fragebögen durch »Fremde«, die »Loyalität« der Schwaben gegenüber ihrem Staat etc. Er nannte aber auch die Assimilation und den Geburtenrückgang als mögliche Fehlerquellen. Spek machte dazu ergänzende Angaben für das Banat und Sathmar.

Karl von Möller berichtete im Anschluß an diese statistischen Erhebungen über die gerade im Gang befindlichen rumänischen statistischen Erhebungen, die nach seiner Meinung a priori »angezweifelt« werden müssen. Man wisse außerdem, daß sich viele Deutsche in die Spalte »Nationalität« als »Ungarn« werden eintragen lassen. Aus diesem Grunde werde es unerlässlich sein, für die deutschen Siedlungsgebiete nationale Kataster aufzustellen.

Andreas Lutz machte auf die kirchlichen Schematismen aufmerksam, die reiches siedlungsgeschichtliches und statistisches Material enthalten. Dann erläuterte er die von ihm entworfenen Karten über das Deutschtum in Kroatien und Slawonien mit Flächenkolorit und Kreisen.

Friedrich Metz »begrüßte auf das lebhafteste die von Lutz vorgelegten bevölkerungsstatistischen Karten, die aber erst durch eine Beschriftung auch von anderer Seite ausgewertet werden könnten«, womit Metz die serbokroatischen Beschriftungen meinte.

Richard Huß wandte ein, daß man die Geschichte des Deutschtums im Donau-Karpatenraum nicht auf die Neuzeit oder nur auf das Mittelalter beschränken dürfe, sondern auch die Völkerwanderungszeit berücksichtigen müsse, denn in Altungarn seien viele germanische Stämme ansässig gewesen. »Vor allem bestand hier ein mächtiges Reich der Goten.« Er machte auf die diesbezüglichen sprachgeschichtlichen Forschungen aufmerksam. Am Rande streifte er auch die Frage über die Herkunft der Rumänen, die nach seiner Ansicht romanisierte Balkanvölker und Slawen zu sein scheinen. Im weiteren Verlauf seines Diskussionsbeitrages befaßte sich Huß mit der Einwanderung der Siebenbürger Sachsen und mit dem Siebenbürgischen Sprachatlas, der in seinem Debreziner Seminar fertiggestellt werden soll. Parallel damit laufen die Arbeiten am Luxemburger Sprachatlas, ebenfalls in seinem Debreziner Seminar. Methodisch müsse man geschichtlich rückwärts gehen, denn die heutigen Mundarten ergäben keinen festen Halt mehr für die sprachlichen Verhältnisse vor 700 Jahren.

Über die Auswanderung der Sachsen aus ihrer Urheimat machte Huß z.T. sensationelle Angaben, die sich auf Pariser archivalische Quellen stützten und die — leider — meines Wissens bis heute nicht weiter verfolgt wurden. Aber wie wir wissen, zeigte Huß großes Interesse an der Besiedlung des Banats durch Kolonisten aus Elsaß-Lothringen. Er sprach von Werbe- und In-

stradierungsbüros in Karlsruhe, die uns bekannt sind, aber auch von Depeschen, die zwischen der französischen Regierung in Paris und der französischen Botschaft in Wien puncto Auswanderung aus Elsaß-Lothringen gewechselt worden seien. Diese Depeschen befänden sich in Paris. »Meine Veröffentlichung darüber erfolgt durch die Freundlichkeit von Exzellenz Bleyer«.

Huß hat sein Wort gehalten. Der Hinweis auf Bleyer beweist, daß sich beide mit dem Plan einer wissenschaftlichen Zeitschrift zur Erforschung des Deutschtums in Ungarn befaßten. Ich möchte darum hier einschalten und den Faden des Protokolls unterbrechen bzw. darauf hinweisen, wo und wann Huß sein Versprechen eingelöst hat. Es dauerte noch zwei Jahre, bis Bleyer seine »Deutsch-ungarischen Heimatblätter« ins Leben rief. Gleich im 1.(1929) Jg. finden wir den von Huß in Aussicht gestellten Aufsatz unter dem Titel: »**Zur Banater Besiedlungsfrage 1770-1771**«, Seite 11-16 und 79-83. In einer Fußnote vermerkt Huß, daß ihm das Material aus Frankreich »anonym« zugeschiedt worden sei. Wir wissen übrigens, daß Huß im Zusammenhang mit seinen Sprachforschungen in Frankreich bzw. in Straßburg studiert hat und somit Bekanntschaften zu französischen Forschern anknüpfen konnte. In beiden Teilen seines Aufsatzes befaßt sich Huß mehr mit Einzelheiten, die für die donauschwäbische Kolonisation gewiß wichtig sind, als mit längeren Zitaten oder gar auch nur einem Zitat aus dem Depeschenwechsel zwischen Paris und Wien. Immerhin ist die donauschwäbische Forschung Huß für diesen Aufsatz zu Dank verpflichtet.

Des weiteren befaßte sich **Huß** mit der Quellenlage der Ansiedlung. Er unterstrich die grundsätzlichen Arbeiten Czoernigs und meinte, daß das historische Quellenmaterial bzw. die Einwandererlisten im Wiener Hofkammerarchiv aufbewahrt würden und nicht in Budapest, »denn die Ansiedlung geschah nicht durch Ungarn, sondern durch den Kaiser; er hat die Einwanderungspatente unterzeichnet.« Diese Behauptung Hussens stimmt nicht ganz. Wohl hat der Kaiser die Ansiedlungspatente unterzeichnet, **aber** die grundsätzlichen Überlegungen bzw. Gesetze wurden 1722/23 auf dem Preßburger Landtag von den ungarischen Ständen erbracht. Der Wunsch nach deutschen Kolonisten ging von Ungarn aus, nachdem die 1689 von Österreich geplante Kolonisation aus mehrfachen Gründen nicht zur Entfaltung kommen konnte.

Pukánszkys Literaturgeschichte

Was **Huß** weiter über den Einfluß des deutschen Rechts in Ungarn ausführt, stimmt. Ein volles Lob zollt er der ungarisch geschriebenen »**Geschichte der ungarländischen deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis 1848**«, die in der Reihe der »Arbeiten zur deutschen Philologie« im Um-

fang von 607 Seiten 1926 erschien. Das Lob besteht zu Recht. Huß betont die umfassende Bedeutung der Literaturgeschichte Béla Pukánszkys. Ich möchte dem hinzufügen, daß sie z.T. auch deutsch herausgebracht wurde, und zwar in der von **Georg Schreiber** herausgegebenen Reihe »Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur« als Band 34/36 mit dem Titel: **Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn von der ältesten Zeit bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts**«. Münster in Westfalen 1931. 490 Seiten. Im Anhang mit 22 Abbildungen. 1. Band. Der 2. Band hätte dann die Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1848 umfassen sollen.

Beidemale schrieb **Bleyer** das Geleitwort, denn **Pukánszky** war ja sein fähigster Schüler. Es besteht kein Zweifel, daß diese Literaturgeschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn bis 1848 von Bleyer angeregt wurde. Er hatte auch die deutsche Ausgabe bei Prälat Schreiber erwirkt. Seine Biographin, Hedwig Schwind, schreibt darüber:

»Als einer der besten Südosteuropakenner trat Bleyer fast mit allen wissenschaftlichen Einrichtungen, die sich mit dem Südosten befaßten, in Verbindung. So hatte er Beziehungen zu Professor **Georg Schreiber** in Münster, dem Herausgeber der Schriftenreihe »Deutschtum und Ausland« Er setzte durch, daß die Arbeiten seiner Schüler in Schreibers Schriftenreihe gedruckt wurden und Schreiber war bei der Herausgabe von schwäbischen Liedern und Märchen behilflich«. (Seite 32).

In der Fußnote zitiert Schwind die »Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn von den ältesten Zeiten bis 1848« als Nr. 34-36 der genannten Schriftenreihe und Münster 1931. Dieser Titel stimmt nicht, denn das Buch Pukánszkys hätte, wie ich oben schon dargelegt habe, in zwei Bänden erscheinen sollen. Wahrscheinlich hat der Tod Bleyers das Erscheinen des 2. Bandes verhindert. Hier hätte also die ungarländische Germanistik hüben und drüben ein großes Versäumnis nachzuholen und eventuell in einem 3. Band die Zeit 1848-1918 zu behandeln. Am einfachsten erschiene mir die Herausgabe bzw. die Übersetzung des 2. Bandes von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1848. Außerdem ist mir nicht bekannt, daß in obiger Reihe außer der Literaturgeschichte Pukánszkys noch andere Arbeiten aus dem Seminar Bleyers erschienen wären. Da wir in einem Bleyer-Jahr sind, halte ich es für angebracht, Bleyer selbst zu Wort kommen zu lassen, denn sein Geleitwort (»Zum Geleit«) besagt mehr, als nur eine Anerkennung und Belobigung der Leistungen Pukánszkys. Es lautet:

Die Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn, wie sie im vorliegenden Werke dargestellt ist, ist ein Erzeugnis der ungarischen Germanistik. Herr Dr. Béla von Pukánszky⁷⁾ ist als Angehöriger der jüngeren Generation ein mutig zugreifender Arbeiter dieses

Forschungsgebietes. Das Buch schrieb er zuerst in ungarischer Sprache in ganz jungen Jahren auf den ersten Anlauf; wir dürfen von ihm noch manche Hervorbringung(!) erwarten, die sowohl die ungarische als auch die deutsche Wissenschaft bereichern wird.

Die ungarische Germanistik — ihr Begründer war weiland Professor Dr. Gustav Heinrich und ihre Hauptorgane sind gegenwärtig die »Arbeiten zur deutschen Philologie« (Budapest, seit 1912, ungarisch) und die »Deutsch-ungarischen Heimatblätter« (Budapest, seit 1929) — pflegt bewußt das Grenzgebiet zwischen deutschem und ungarischem Geistesleben und es ist wohl selbstverständlich, daß dabei dem Deutschtum in Ungarn, das auf eine fast tausendjährige, mit dem Ungartum gemeinsam verlebte Geschichte zurückblicken kann, eine besondere Rolle zufällt.

Die Arbeit, die Herr Dr. von Pukánszky in gründlichster Weise und dabei von hoher kulturgeschichtlicher Warte überblickend und zusammenschauend geleistet hat, war keine leichte. Sie war es hauptsächlich darum nicht, weil er sich nur auf wenige Vorarbeiten stützen konnte⁹⁾ und weil außerdem das Arbeitsfeld, das er zu durchforschen hatte, von den Nachbargebieten aus nicht nur nicht erhellt, sondern geradezu auch verschüttet worden war. Denn das Schicksal der deutschen Kulturarbeit in Ungarn kann als ein stiefmütterliches, ein unbewußt-schmerzliches bezeichnet werden.

Seit den Zeiten Stephans des Heiligen hat das Deutschtum in Ungarn christliche Kultur und europäische Bildung verbreitet. Nicht etwa als Vorkämpfer deutsch-imperialistischer Bestrebungen, auch nicht aus irgendwelchem überheblichen nationalen Ehrgeiz, sondern in rührender Anspruchslosigkeit, aus rein menschlichen Beweggründen, im Dienste des westlichen Fortschritts. Unermeßliche Verdienste wurden im Laufe der Jahrhunderte erworben, die immergrüne Kränze der Pietät verdienten. Helden und Märtyrer bahnbrechender Pionierarbeit erstanden, die ehrene Denkmäler fordern dürften. Alles dies geschah dem Deutschtum zur Ehr' und Ungarn und dem Ungartum zum Nutz. Und doch schweigen darüber, man könnte sagen: In grausam-gedankenloser Weise sowohl die deutschen als auch die ungarischen Geschichtsblätter. Die deutschen, weil die deutschungarische Kulturleistung zwar Ausläuferin ewiger deutscher Höhen ist, aber doch in den Ebenen der deutschen Geistigkeit liegt; die ungarischen, weil sie zumeist schmuckloses Fundament und unansehnlicher Unterbau für ungarisch-nationale Hoch- und Prachtbauten waren. Versunken und vergessen, das schien, wie durch einen unerklärlichen Fluch,

das herbe Los der deutschen Kulturarbeit in Ungarn — zu sein.⁹⁾ Was Herr Dr. von Pukánszky geschaffen hat, kommt im Jahre des Lessing-Jubiläums¹⁰⁾ einer «Rettung» gleich, einer «Rettung» auf dem Gebiete des Schrifttums. Es müßte freilich noch ein Dutzend solcher «Rettungen» auf den verschiedensten Gebieten der Kultur- und Geistesgeschichte Ungarns geschrieben werden, um der historischen Gerechtigkeit genüge zu tun. Herr Dr. von Pukánszky hat eine große, bisher unbekannte Welt ausgegraben, das Andenken Hunderter von hochverdienten, in ihrer Zeit und darum für alle Zeiten erfolgreich wirkenden Männern¹¹⁾ aufgedeckt und all das soll nicht mehr verschüttet und darf nicht mehr vergessen werden. Diesen Anspruch darf das ungarische Deutschtum sowohl dem Deutschtum als auch dem Ungartum gegenüber erheben, denen beiden es mit treuer Magdseele gedient hat und dienen will.

Es ist eine schöne Fügung, daß ein Ungar¹²⁾ dieses deutsche Buch über die deutschungarische Literatur geschrieben hat. Seine seelische Einstellung ist naturgemäß eine ungarische, aber umso packender ist es, daß ihm bei Betrachtung der entsagungsvollen Sendung des Deutschtums in Ungarn das Herz aufgegangen ist. Zum Schluß sei mir noch gestattet, unserer Freude darüber Ausdruck zu verleihen, daß das Buch in der bedeutsamen Schriftenfolge des Herrn Professor Dr. Georg Schreiber, Münster, erscheinen darf. Vielleicht wird diese Auszeichnung auch noch anderen Erzeugnissen der ungarischen Germanistik zuteil, im Sinne jener Zielsetzungen, denen ich in einem Aufsatz »Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa« (Deutsche Rundschau, 1926, November-Heft) das Wort geredet habe.

Budapest, im November 1929

Prof. Dr. Jakob Bleyer

Zurück zu Regensburg

Nach diesem meines Erachtens aufschlußreichen Exkurs kehre ich zurück zur Regensburger Tagung bzw. zur Reihe der Diskussionsredner. Das Pauschalurteil Hussens, daß nämlich die Literaturgeschichte Pukánszkys eine »wichtige Fundgrube« der Geschichte des ungarländischen Deutschtums sei, wird von den Forschern restlos geteilt.

Herbert Schönebaum machte auf den klaffenden Unterschied zwischen der Literatur des Mittelalters und der der Neuzeit aufmerksam. Jene sei oft und reichlich behandelt worden, während für die Neuzeit recht wenig getan

worden sei. Ich möchte dieses Urteil Schönebaums vielleicht dahingehend berichtigen, daß allein über Siebenbürgen »reichlich« geschrieben wurde und ebenso für die Neuzeit über das Banat, während die anderen Deutschumsgebiete in Westungarn sozusagen in der Anonymität versanken. Schönebaum forderte u.a. eine gründliche Erforschung des »deutschen Rechtszugs nach dem Osten«.

Walter Götz bemängelte, daß für die Ostforschung bislang archivalische Quellen »weder herangezogen noch festgestellt« worden seien. Lediglich im Zusammenhang mit der Besiedlung Bessarabiens seien aus der Zeit 1816-1823 Urkunden verschiedenster Provenienz herangezogen worden. Er nannte im einzelnen diejenigen Archive, wo einschlägiges Material vorzufinden sei. Auch über die donauschwäbische Kolonisation wußte er Bescheid. »Für den Südosten wäre eine Absendung eines Forschers erwünscht«, erklärte er u.a. Nur eines möchte ich ergänzend fragen. Das wäre ja nur ein Tropfen im Meer gewesen.

Albert Krieger griff nachgerade ins Volle, als er über das Karlsruher General-Landesarchiv sprach, nämlich über dessen Material zur Auswanderung nach Ungarn. Er beklagte dabei, daß es ungeordnet sei bzw. daß die Akten so lagern, wie sie zur Zeit der Auswanderung angelegt worden seien, d.h. in vielen Abteilungen zerstreut. Die Anordnung entspreche also nicht mehr den heutigen Anforderungen. Aber wie sehr sich Krieger mit den Beständen des GLA befaßt hat, beweist das Protokoll Meynens, der darüber in drei vollen Druckseiten berichtet hat. Krieger wartete mit vielen Einzelheiten auf, seine Ausführungen trafen den Kern der Sache und man hätte von ihm gewiß viele Beiträge zur donauschwäbischen Kolonisation erwarten dürfen, wenn er — wie Meynen in einer Fußnote bemerkt — im August 1927 der Forschung nicht durch den Tod entrissen worden wäre. Seine Handschrift sei ins Protokoll unverändert übernommen worden. Daraus gehe der große Anteil Badens an der donauschwäbischen oder neuzeitlichen Südostkolonisation deutlich hervor. Als hauptsächliche Auswanderungsjahre nannte er 1723, 1749, 1755 und die 1770er Jahre. Besonders betroffen waren die Kurpfalz, die beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, die Herrschaft Lahr-Mahlberg, Heitersheim, die Herrschaft Hauenstein und die Landvogtei Ortenau.

Als Zielländer werden allgemein Ungarn und z.T. Siebenbürgen genannt, gelegentlich auch das Temeswarer Banat und sogar Fünfkirchen. Die Ortsnamen seien sehr verstümmelt wiedergegeben. Krieger bezifferte den Bestand des GLA auf 117.000 Faszikel, deren Erarbeitung also Generationen erfordern würde. Einige Übersichten böten die »Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission«. An die Erforschung der genannten Riesenzahl von Faszikeln sollte man aus Zeitgründen nur herantreten, wenn aus Ungarn sichere Hinweise vorlägen.

Albert Pfeiffer machte für das Staatsarchiv in Speyer ähnliche Ausführungen, das als Archiv der Pfalz gelte. Für Speyer gelte dasselbe, was Krieger für Karlsruhe ausgeführt habe. Auch hier in Speyer lägen die Akten mehr oder weniger ungeordnet und man sei darum auf »Zufallsfunde« angewiesen. Während das Staatsarchiv Speyer für die Auswanderung der Pfälzer nach Amerika schon geordnet worden sei, sei das für den Südosten noch nicht geschehen. Pfeiffer wußte auch über die Auswanderungsliteratur zu berichten.

Geheimrat Wolfrum (Vorname nicht angegeben) berichtete über die Bemühungen des Elsaß-Lothringischen Instituts (meines Wissens in Frankfurt) zwecks Erfassung der Auswanderer nach Ungarn.

Andreas Lutz informierte die Teilnehmer über die Archive in Slowenien und in der Militärgrenze. Die Archive befänden sich im allgemeinen in einem schlechten Zustand bzw. seien z.T. bereits als Makulatur verkauft worden. Nur in Peterwardein und Karlowitz seien die Bestände gut erhalten geblieben.

Willy Andreas machte nach so vielen Theorien und Klagen den praktischen Vorschlag, daß sein Heidelberger Seminar bereit sei, die Archivbestände in Karlsruhe und Speyer aufarbeiten zu lassen, wenn die Badensische Regierung die sichere Zusage gebe, daß die Forderungen der Tagung erfüllt würden.

Geheimrat Wolfrum schlug dagegen vor, die beiden Archive durch die Archivbeamten selbst bearbeiten zu lassen. Das klingt freilich so einfach, wie das Ei des Kolumbus.

Richard Huß erklärte, »daß die ungarländischen Deutschen sich bewußt sind, daß sie diese Arbeit selbst leisten müßten«.

Hermann Aubin, ein Experte der Ostkolonisation, griff den Gedanken bzw. Plan einer umfassenden Kolonisationsgeschichte auf, und zwar ausgehend vom Grundgedanken der Tagung, daß die Kultur der Deutschen in den mittleren Donauländern nur in inniger Verbindung mit jener der alten Heimat der Auswanderer erforscht werden könne.

Hektor Ammann versuchte, die zwei großen Wellen der Ostkolonisation, die mittelalterliche (bis 1500) und die neuzeitliche (nach den Türkenkriegen) zu charakterisieren und auch die Bedeutung der Wirtschaftsgeschichte in den Vordergrund zu stellen. Für das Mittelalter bedauerte er, daß man »an den ungarischen Quellen bisher achtlos vorübergegangen sei«. Österreichs Aufbauleistung nach der Türkenherrschaft in Ungarn sei in der Geschichtsschreibung — im Gegensatz zu Preußens Leistung im Nordosten — zu kurz gekommen. Die Türkenkriege und die anschließende Kolonisation hätten das ganze deutsche Volk erfaßt. Diese gesamtdeutsche Leistung könne nur durch Einbeziehung Österreichs gewürdigt werden, vielleicht durch eine Preisschrift irgendeiner Akademie.

Friedrich Metz stimmte einem solchen Preisausschreiben zu, etwa unter

dem Titel: »Die Ausbreitung des deutschen Volkstums und deutscher Kultur«.

Theodor Mayer unterstrich im Anschluß an die Ausführungen Ammans die Leistungen Österreichs während und nach den Türkenkriegen.

Karl von Möller schilderte die Einrichtung der Militärgrenze und hob besonders ihren deutschen Charakter hervor, indem Deutsch die Kommando- und Unterrichtssprache war. Scharf kritisierte er einen Erlaß Josephs II., wonach bei der Besiedlung der Militärgrenze Illyrier vor den Deutschen zu bevorzugen seien, weil jene »akklimatisiert« seien. Dadurch habe Joseph II. dem deutschen Einfluß einen Schaden zugefügt.

Andreas Lutz entschuldigte das Heranziehen der Illyrier mit dem Hinweis, daß die Lücken bzw. Einbußen, welche die Türkenkriege gekostet hätten, nur durch Slawen ausgefüllt werden konnten.

Theodor Mayer drängte auf eine Darstellung der Türkenkriege.

Andreas Lutz erinnerte daran, daß die Schule die Aufgabe hätte, die Jugend in die Museen zu führen, um sie mit den großen Leistungen der Vorfahren bekannt zu machen. Ausdrücklich nannte er die Siegestrophäen in den verschiedenen Museen.

Friedrich Metz unterstützte in längeren Ausführungen sehr den Vorschlag Lutzens und wies darauf hin, daß die Erinnerungen an die Türkenkriege bei den Schwaben im Südosten sehr lebendig seien und nannte Beispiele, z.B. die Wallfahrt nach Maria Schnee bei Peterwardein.

Georg Graßl verwies auf die »südslawischen Geschichtslügen«, denen die deutschen Abgeordneten im Belgrader Palament oft genug entgegneten mußten. Im einzelnen seien es folgende:

1. Die Deutschen seien als Habenichtse ins Land gekommen und hätten den Serben alle Reichtümer abgenommen.
2. Die Serben hätten in den Türkenkriegen den Kampf ausgefochten; die deutschen Ansiedler dagegen hätten, gedeckt durch die serbischen Regimenter friedlich ihrer Feldwirtschaft nachgehen können und diese noch entwickelt.
3. Die Bodenreform stütze sich mit auf solche Argumente.

Alois Schulte äußerte sich umfassend zu den Türkenkriegen. Es bestünden drei verschiedene Auffassungen:

1. Nach der österreichischen Auffassung falle das Hauptverdienst Prinz Eugen und den österreichischen Truppen zu; die Rolle der Reichstruppen trete zurück;
2. Die ungarische Legende: Die Ungarn hätten Ofen erobert und die entscheidende Wende herbeigeführt;
3. Die serbische Legende: Die Serben hätten die Türkenkriege entschieden. Daraus ergebe sich nach Schulte die Notwendigkeit, die Türkenkriege dokumentarisch aufarbeiten zu lassen. Dazu seien die Österreicher am besten qualifiziert.

Meiner Ansicht nach hat Schulte allzu verallgemeinert. Am »Hauptverdienst« des Prinzen Eugen ist wohl nicht zu rütteln. Es steht wohl in keinem österreichischen Lesebuch, daß das Hauptverdienst an der Vertreibung der Türken aus Ungarn den Österreichern gebühre; auch in keinem ungarischen Lehrbuch kann nachgewiesen werden, daß die Ungarn Ofen erobert hätten. Nur ihre Teilnahme wird über Gebühr betont. Stünde eine derartige Behauptung in serbischen Lehrbüchern oder gar Geschichtswerken, so würden sich ihre Verfasser m.E. der Lächerlichkeit preisgeben.

Andreas Lutz betonte die Bedeutung des Josephinischen Ansiedlungspatentes vom 21. September 1782, das keine Fälschung sei, wie Kaindl nachzuweisen versuchte.

Georg Graßl wies auf die Leistungen Österreichs im Schulwesen hin, das noch nicht gebührend gewürdigt worden sei. Überhaupt fehle eine genaue historische Darstellung des deutschen Schulwesens in den Nachfolgestaaten, die im gegenwärtigen Kampf um die deutsche Schule schmerzlich vermißt werde.

Friedrich Metz betonte unter Hinweis auf die »Verklingenden Weisen« des lothringischen Pfarrers Ludwig Pinck (Heidelberg 1926), daß die Volkskunde unter Umständen zur Aufhellung der Herkunftfrage wertvolle Dienste leisten könne. Daran schloß sich eine allgemeine Aussprache über die bereits erschienenen Volkskunden der Pfalz und des Saarlandes an.

Hermann Aubin krönte diese Aussprache mit einem Bericht über die Vorarbeiten des Deutschen Volkskundeatlasses.

Arthur Golf betonte die agrargeschichtliche Forschung unter den Ausgewanderten. Das sogenannte Bonnharder Rind gehe z.B. auf ein aus Südwestdeutschland stammendes Rind zurück. Weiter müßte untersucht werden, was die mitwohnenden Madjaren, Rumänen und Südslawen von den deutschen Kolonisten übernommen hätten.

Robert Gradmann knüpfte an die Ausführungen Golfs an und forderte die Forschung auf diesem Gebiet fortzuführen.

Norbert Krebs berichtete über die bodenkundlichen Aufnahmen bzw. »Kartierungen« in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien. Er bedauerte dabei, daß die Aufnahmen nicht über alle Gebiete gleichartig ausgedehnt worden seien.

Ein gewisser **Herr Wagner** vom Deutschen Sprachatlas-Institut in Marburg machte längere Ausführungen über die Mundartforschung. Mundartaufnahmen besäßen wir im größeren Umfang nur über Siebenbürgen. Auf die neueren auslandsdeutschen Kolonien übergehend stellte er zwei Typen fest: Einheitskolonien, bei denen man voraussetzen müsse, daß sie aus einer näher umschreibbaren Heimat stammen und ihre einheitliche Mundart bewahrt haben; Mischkolonien, die durch Ausgleich aus verschiedenen Gebieten entstanden sind. Die Ausdehnung der Sprachatlas-Arbeiten auf

Österreich und das Sudetenland sei bereits im Gange. Die Erhebungen in den übrigen auslandsdeutschen Gebieten müßten folgen. Wie das zu machen sei, wollte Wagner am Beispiel Siebenbürgens vorexerzieren. Die Aussendung und das Einsammeln der Fragebögen müßten die völkischen Organisationen übernehmen, und zwar in doppelter Ausfertigung. Ein Exemplar ginge nach Marburg, das andere bliebe im Lande bzw. bei der Volksgruppe. Weiterhin befürwortete Wagner die Anlegung eines Katasters des Auslandsdeutschtums und legte auch ein Muster vor.

Friedrich Metz zeigte sich über die Ausführungen Wagners sehr befriedigt und nützte die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß »die Herkunft der überwiegenden Masse der »Schwaben« aus dem rheinischen Deutschland« heute wohl nicht mehr bezweifelt werden könne. Die Untersuchungen Heinrich Schmidts würden in dieselbe Richtung weisen. Wo aber die Sprachwissenschaft nicht endgültig entscheiden könne, dort müßten Geographie und Geschichte zu Rate gezogen werden. Metz wies auf die beispielhafte Herkunftsforschung Roger Schillings über Dunakömlöd-Kimling a.D. und Németskér-Kremling hin. Daraus gehe u.a. hervor, daß die Kolonisten z.T. auch aus protestantischen Gebieten kamen, aber in Wien z.T. ihren Glauben gewechselt hätten.

Andreas Lutz war der letzte Diskussionsredner. Er berichtet über seine Aktion mit den Wenker-Sätzen. Von den ausgesandten Fragebögen seien an die 500 eingelaufen, ausgefüllt von Lehrern, Studenten und Bauern. »Das klarste Bild gab das Batschkaer und Banater Land«. Am wenigsten brauchbar waren die von den Studenten ausgefüllten Bögen. Brauchbares Material enthielten auch einzelne Monographien.

Auswirkungen

Was ist aus der Regensburger Tagung geworden oder auf die ungarndeutschen Verhältnisse übertragen: Welche Erfolge zeitigte sie? Diese Frage soll hier anschließend untersucht werden. Aber ich möchte zunächst daran erinnern, wie ungarndeutsche Forscher, **Adam Schlitt** im »Ungarndeutschen« vom 28. März 1965 und **Johann Weidlein** im »Donauschwaben« vom 4. November 1973 auf die Agilität von Friedrich Metz bzw. auf die »Beiträge zur Kenntnis der Donauschwaben« reagiert haben. Schlitt würdigte Friedrich Metz zu seinem 75. Geburtstag.¹³⁾ Er stellte Metz als einen »leidenschaftlichen Kenner« seiner engeren Heimat, der Rheinlande und der anderen deutschen bzw. auslandsdeutschen Stämme hin. Nach einem Überblick über die wissenschaftliche Laufbahn und Tätigkeit Metzens betont Adam Schlitt dessen Liebe zur auslandsdeutschen Volksforschung. Bereits als Dozent hatte er an der TH in Karlsruhe einen Lehrauftrag über das Grenz- und Auslandsdeutschtum und als er 1926 nach Leipzig übersiedelte, wurde er

Geschäftsführer der Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung und Hauptschriftleiter des Handwörterbuchs für das Grenz- und Auslandsdeutschtum. In seine Leipziger Zeit fällt die von ihm angeregte und durchgeführte Regensburger Tagung. Nach dem Zusammenbruch haben die Besatzungsmächte den Jubilar Friedrich Metz des Nazismus verdächtigt und amtsenthaben. So konnte er erst 1953 seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen.

»Seine große Tat aber war die Tagung in Regensburg (1927), wo es dem Jubilar gelang, zum ersten Male die Forscher des Südwestens mit denen des Südostens zusammenzubringen«, schreibt **Adam Schlitt**. Schlitt erwähnt die anwesenden Ungarndeutschen Heinrich Schmidt, Richard Huß und Roger Schilling. »Vor allem aber war er ein persönlicher Freund Jakob Bleyers, der durch seine wesentliche Mithilfe auf die Spur seiner Urheimat in Au im Murgtal gelangte.« Darauf hinzuweisen scheint mir gerade im Bleyer-Jahr wichtig zu sein. In dem von Friedrich Metz herausgegebenen Alemannischen Jahrbuch 1954 brachte Johann Weidlein eine Würdigung Jakob Bleyers. Und im Jahrbuch 1965 des Landkreises Rastatt brachte Metz selbst einen Beitrag über »Jakob Bleyer und das Murgtal«. »Zur Ein- und Auswanderung im deutschen Südwesten«. ¹⁴⁾ Dasselbe Thema behandelte Friedrich Metz unter dem Titel »Die Oberrheinlande als Ein- und Auswanderungsgebiet« in seinem Festvortrag am Stiftungsfest der Suevia Pannonica im Mai 1965 in Ulm. Darin kommt Metz auch auf die Regensburger Tagung zu sprechen und betonte zum Schluß, daß sie »reiche Früchte trug«, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Johann Weidlein gibt in seiner Rezension zunächst einen Überblick über die einzelnen Beiträge der Festschrift zum 80. Geburtstag von Friedrich Metz, übt aber an den »Donauschwäbischen Leistungen im Spiegel der Wirtschaftsstatistik« Ludwig Schumachers wegen dessen widersprüchlicher Angaben eine scharfe Kritik. Zum Schluß weist er auf den von Emil Meynen veröffentlichten Bericht einer Arbeitsbesprechung deutscher Volksforscher im In- und Ausland hin. »Friedrich Metz war dabei eine der Hauptpersonen. Auf seine Initiative gehen u.a. auch das Handwörterbuch für das Grenz- und Auslandsdeutschtum, sowie das Deutsche Archiv für Landes- und Volksforschung zurück«. Das waren aber nur die späteren indirekten Folgen der Regensburger Tagung. Ausschlaggebend waren die direkten Folgen für die Erforschung des Deutschtums in Rumpfungarn. Wie es scheint, befaßte sich Bleyer seit etwa 1925 mit dem Gedanken eines zusammenfassenden Werkes über das Deutschtum in Rumpfungarn. Ob er dazu von den 200jahrfeiern der Banater Schwaben in Temeschburg animiert wurde, läßt sich nicht nachweisen, obwohl das »Sonntagsblatt« darüber weit und breit berichtete. ¹⁵⁾ Die Regensburger Tagung wirkte sich direkt besonders auf die geographischen Forschungen an den Universitäten Frei-

burg unter dem Ordinarius Friedrich Metz und Carl Uhlig an der Universität Tübingen aus. Metz mußte seine Arbeitskraft z.T. auf Organisationsfragen — wie schon mehrfach dargelegt wurde — verwenden, während es Uhlig gelang, in seinem Seminar über Rumpfungarn eine ganze Reihe von Arbeiten bzw. Dissertationen erscheinen zu lassen.

Adolf Rieth

Carl Uhlig galt als Begründer der sogenannten kulturgeographischen Methode zur Erforschung des Deutschtums im Ausland bzw. in aller Welt. Zu diesem Zweck wurde innerhalb des 1917 gegründeten Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart ein Wissenschaftlicher Beirat ins Leben gerufen, dem die Universitätsprofessoren Dr. Walter Goetz (Leipzig), Dr. Karl Sapper (Würzburg), Dr. Paul Traeger (Berlin), Dr. Carl Uhlig (Tübingen) und Dr. Wilhelm Volz (Leipzig) angehörten. Es gab drei Reihen: Eine kulturhistorische, rechts- und staatswissenschaftliche, sowie dokumentarische Reihe. Die beiden letzteren wiesen 1927 je zwei, die kulturhistorische dagegen bereits 19 Bände auf. Die 19. Nr. war **»Die geographische Verbreitung des Deutschtums in Rumpf-Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart« von Adolf Rieth**. Stuttgart 1927. 104 Seiten und vier Kartenbeilagen.

Rieths Dissertation war die erste Monographie des ungarländischen Deutschtums in der Nachkriegszeit. Im »VORWORT« stellte der Verfasser sein Buch u.a. wie folgt vor. »Gerade auch das Deutschtum Rumpf-Ungarns stellte uns große Fragen. Regten sich doch überall in ihm heiße Wünsche, bei aller Treue zum ungarischen Staate in den Formen der alten eigenen deutschen Kultur leben zu dürfen. Dabei ergab es sich, daß man vielfach über so grundlegende Fragen, wie die heutige Verbreitung des ungarländischen Deutschtums nur sehr mangelhaft unterrichtet war. Auf Anregung meines Lehrers, des Professors Dr. Carl Uhlig, habe ich mich bemüht, diese Erscheinungen an Hand der grundlegenden Literatur zu untersuchen und darzustellen... Somit ist die vorliegende Arbeit ein Versuch, auf Grund des literarischen Materials die geographische Verbreitung des Deutschtums in Rumpf-Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart festzustellen«. Die Arbeit zerfällt in folgende große Abschnitte:

- A. Das ländische Deutschtum / B. Das städtische Deutschtum**
- C. Allgemeine Fragen / D. Zusammenfassung der Ergebnisse**
- E. Statistische Tabellen**

In der »Einleitung« wirft Rieth einen historischen Rückblick auf die Ostkolonisation und stellt u.a. die schwerwiegende Frage, wie sich das Schicksal Ungarns gestaltet hätte, wenn sich die gesamte Stoßkraft der mittelalterlichen Kaisermacht nach dem Osten und Südosten gerichtet hätte? »Was wä-

re geschehen, wenn damals eine umfassende Ostkolonisation begonnen hätte?« Mit Recht weist Rieth darauf hin, daß in den Thronwirren nach Stephans des Heiligen Tode die deutschen Kaiser, Heinrich III. und Heinrich IV. mehrmals in die inneren Angelegenheiten Ungarns eingegriffen hätten, aber ihre Heereszüge nach Transdanubien seien meist unglücklich verlaufen. Dann führt Rieth die Italienzüge der Hohenstaufen an. Wäre der gesamte Aufwand an Kraft statt nach Italien nach dem Osten gelenkt worden, so hätte sich daraus notgedrungen eine wesentliche Verschiebung der deutschen Sprachgrenze nach Osten und Südosten ergeben. Das mittelalterliche Deutschtum in den Städten sei vom Türkensturm hinweggefegt worden. »Durch die nun folgenden ewigen Kriegsjahre verödeten einzelne Teile Ungarns völlig.« Hauptsächlich süddeutsche Kolonisten hätten die menschenleeren Räume besiedelt. Rieth irrt jedoch, wenn er behauptet, daß die Wiederbesiedlung nur ein halbes Jahrhundert gedauert habe.

Ebenda beschäftigt sich Rieth mit der Nationalitätenfrage in Ungarn und den Gesetzen zum Schutze der Minderheiten. Die diesbezüglichen Feststellungen Rieths sind höchst aufschlußreich, wenn er z.B. vom Jahre 1787, wo die Minderheiten nach Abschluß der großen Kolonisationsperiode 61% der Landesbevölkerung ausmachten, ausgeht und drei Stufen der Madjarisierung unterscheidet. Daß der Rückgang des Deutschtums mit dem Abbau des Deutschunterrichts zusammenhing, hat Rieth richtig erkannt. Daneben spielten auch die Zählmethoden der Volkszählungen eine große Rolle.

Im A-TEIL behandelt Rieth das Deutschtum gebietsweise: Westungarn, Mittelgebirge, Südungarn, die kleineren deutschen Sprachinseln und innerhalb dieser nach Gespanschaften, wobei er »Weißbrunn« aus der Versenkung holte und statt Somogy die deutsche Bezeichnung »Schümeg« verwendet. Das städtische Deutschtum wird unter B verhältnismäßig kurz abgehandelt. (Seite 52—60) Unter den Städten deutschen Ursprungs nennt er folgende: Ödenburg, Preßburg (zählt er seltsamerweise auch zum heutigen Ungarn!), Güns, Wieselburg, Raab, Gran, Ofen, Stuhlweißenburg und Fünfkirchen. Pest fehlt. Aber mit Richard Pfaudler nennt er Budapest »ein Massengrab deutschen Wesens«.

In den »Allgemeinen Fragen« (C) setzt sich Rieth u.a. mit Schule und Bildung, dem Lehrerstand, dem Bildungsgrad, den wechselseitigen Sprachkenntnissen und dem Wanderungswesen 1905-1910 auseinander. Am niedrigsten sei der Bildungsstand der Deutschen im Komitat Weißbrunn, d.h. im Buchenwald. Von der Auswanderung nach Amerika sei das Deutschtum dieses Komitates am stärksten betroffen worden. Die geistigen und wirtschaftlichen Zusammenhänge liegen also meines Erachtens auf der Hand. Die komitatsweise zusammengefaßten tabellarischen Übersichten sind die Stärke des Buches. Hier brachte Rieth viel verschüttetes Deutschtum an die Oberfläche. Die durch die Schraffierungs- oder Strich- und Kreismethode

erstellten Karten veranschaulichen »Die deutschen Sprachgebiete im ungarischen Mittelgebirge: Gespanschaften Weißbrunn, Weißenburg, Komorn, Gran und Pest nach der Volkszählung von 1880 und 1920« und in der Tolnau nach denselben Volkszählungen. Die fehlenden Tabellen für »Südungarn« (Baranya = Branau und Bácska = Batschau) begründet Rieth nicht. Das ist freilich ein Mangel des Buches. Im Ganzen aber hat Rieth eine gründliche Arbeit geleistet. Die »Deutsch-ungarischen Heimatblätter« Bleyers nahmen davon keine Kenntnis, wahrscheinlich darum nicht, weil kurz darauf das sog. Bleyer'sche Sammelwerk über das Deutschtum in Rumpfungarn, also unter dem selben Titel, erschienen ist und Rieths Buch also vom letzteren gewissermaßen geschluckt wurde. Das »Sonntagsblatt« vom 8. Jänner 1928 (Seite 16) stellt allerdings fest, daß das Werk Rieths »von seltenem Fleiß und großer deutscher Gründlichkeit zeuge«. Dann aber streift es das Buch nur mehr inhaltlich bzw. bringt über die Ergebnisse des Vfs. zwei längere Zitate.

Das Bleyer'sche Sammelwerk

Die bedeutendste Publikation der Bleyer-Zeit war das sogenannte Bleyer'sche Sammelwerk: **»Das Deutschtum in Rumpfungarn, Mit ethnologischen und siedlungsgeschichtlichen Karten. Unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Heinrich Schmidt, Gymn.-Prof. Rogerius Schilling O. Cist. und Dr. Johann Schnitzer herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Jakob Bleyer. Budapest 1928. 196 Seiten, Gr. 8^o. Verlag des »Sonntagsblattes«. Volksbücherei des »Sonntagsblattes« Band 2.**

Dieses Sammelwerk war die publizistische und wissenschaftliche Sensation der ungarländischen deutschen Volksforschung unter Jakob Bleyer. Die Anregung dazu ging mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit von Bleyer selbst aus, wiewohl sich in den einzelnen Ausschüssen des UDV auch Leute mit wissenschaftlicher Vorbildung, ja Universitätsprofessoren tummelten und derartige wissenschaftliche Ambitionen gehegt haben konnten. Der Plan eines solchen Sammelwerkes, das übrigens in der ganzen donauschwäbischen wissenschaftlichen Literatur nicht seinesgleichen hat, wurde mindestens seit 1925 diskutiert, denn in einem Bericht des »Sonntagsblattes« über eine Sitzung des Vollzugsausschusses vom 17. Oktober 1926 (Seite 8) heißt es u.a.: »Sodann wurde das Arbeitsprogramm für den Winter besprochen, nämlich: Die Drucklegung verschiedener Vereinschriften... eine ethnographische Karte Rumpfungarns mit besonderer Rücksicht auf das ungarländische Deutschtum.«

Genau genommen handelt es sich um ein Täuschungsmanöver. Denn eine ethnographische Karte über Ungarn kann nicht Aufgabe eines deutschen Volkstumspflegevereins sein. Eine solche hätte die Kompetenzen und die Kräfte des UDV weit überschritten.

Mit diesem Sammelwerk war Jakob Bleyer nicht nur ein wissenschaftlicher, sondern auch ein volkspolitischer Wurf gelungen. Nach den wissenschaftlichen und publizistischen Sammelstellen, der Dissertationsreihe »Arbeiten zur deutschen Philologie« und den »Deutsch-ungarischen Heimatblättern«, räumte **Hedwig Schwind** auch diesem Sammelwerk einige Zeilen ein. »Von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen Bleyers — schreibt sie — ist noch der 1928 erschienene Sammelband: »Das Deutschtum in Rumpfungarn« zu erwähnen. Unter Mitwirkung ausgezeichneter Fachleute, wie Heinrich Schmidt, Rogerius Schilling und Johann Schnitzer wird darin unter Beilage vorzüglichen ethnographischen Kartenmaterials eine großzügige Übersicht über die deutschen Mundarten Rumpfungarns, die Ansiedlung der Deutschen seit den Arpaden und ihre zahlenmäßige Verbreitung gegeben. Solche mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchgeführte statistische Forschungen waren ein gutes Gegengewicht gegen die Verschleierungsversuche gewisser madjarischer Kreise, die die Zahl der ungarländischen Deutschen immer geringer angeben wollten, als sie in Wirklichkeit war.«¹⁶⁾ Das ist eigentlich nur ein kurzer Hinweis auf den Inhalt, aber keine Würdigung des Sammelbandes oder Sammelwerkes. Diese hat Bleyer selbst in seiner VORREDE geboten. Obwohl ich sie in meiner bereits zitierten Aufsatzreihe über »Die volksdeutsche Forschungsarbeit im Nachkriegsungarn« schon veröffentlicht habe,¹⁷⁾ kann ich nicht umhin, sie auch an dieser Stelle zu bringen.

Über das Deutschtum im alten großen Ungarn war eine Reihe von zusammenfassenden Monographien (von Czoernig, Schwicker, Kaindl) erschienen. In allen diesen Werken wurde aber gerade das Deutschtum des heutigen Rumpfungarns recht stiefmütterlich behandelt. Hauptsächlich darum, weil dieses Deutschtum von privaten, geistlichen und weltlichen Grundherrschaften und nicht vom Ärar angesiedelt worden war und infolgedessen sich in den großen Wiener und Budapester staatlichen Archiven darüber wenig Urkundenmaterial finden ließ.

Eine allseitige und erschöpfende Monographie über das Deutschtum in Rumpfungarn läßt sich mangels entsprechender wissenschaftlicher Vorarbeiten auch heute noch nicht schreiben. So mußten wir uns denn in unserem Büchlein (!) über das ungarländische Deutschtum auf das Wichtigste beschränken: Auf die Frage der Mundarten und der Ansiedlung und auf den Versuch, das Deutschtum im heutigen Ungarn in seinem Volkstum geographisch-statistisch zu erfassen.

Die Abhandlung Univ.-Prof. Dr. **Heinrich Schmidts**, der sich mit dem schwierigen Problem der deutschungarischen Mundarten seit Jahrzehnten unermüdlich befaßt und darüber bereits eine große

Anzahl von Beiträgen veröffentlicht hat, ist gewiß von bleibendem, wissenschaftlichem Wert. Die deutsche Mundartforschung wird Prof. Schmidts zusammenfassende Darstellung ohne Zweifel mit großer Freude begrüßen, als eine verlässliche und aufschlußreiche Grundlage weiterer Untersuchungen.

Die Arbeit Gymn.-Prof. **Rogierus Schilling** O. Cist. bietet noch keine eigentliche Geschichte der Ansiedlung des Deutschtums in Rumpfungarn, sondern nur einen Grundriß dazu: An sie muß die zukünftige Forschung anknüpfen und diese wird erst durch Prof. Schillings grundlegende Vorarbeit ermöglicht. Immerhin wirft sie auch in der jetzigen Form — dank den fleißigen und umsichtigen archivalischen Studien Schillings — ein vielseitiges, manchmal geradezu ergreifendes Licht auf die bis jetzt in ein fast völliges Dunkel gehüllte und jedem Deutschungar nahegehende Frage.

Schließlich: Die statistische Zusammenfassung und geographische Gliederung des Deutschtums in Rumpfungarn durch Dr. jur. **Johann Schnitzer** verfolgt den Zweck, die ethnographische Hauptkarte, die diesem Büchlein (!) beigelegt ist, zurückblickend auf die Entwicklung im letzten Jahrhundert, zu erläutern, zu ergänzen und dem Verständnis faßlich zu machen. Was diese ethnographische **Hauptkarte** betrifft, so wurde sie aufgrund der kartographischen Vorarbeiten des hauptstädtischen Beamten Eduard **Sto-hanzl** und der fleißigen Sammeltätigkeit Franz **Rothens**, Sekretärs des »Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins«, unter Aufsicht des **Geographischen Instituts der Leipziger Universität** gezeichnet.

Die Hauptkarte stellt den heutigen Bestand des ungarländischen Deutschtums in seiner geographischen Ausbreitung dar; es wurden jedoch auch solche in den Abhandlungen angeführte Orte zwecks Fixierung und Orientierung in die Karte mit aufgenommen, in denen es derzeit keine Deutschen mehr gibt, da sie entweder abgewandert sind oder aber in ihre Umgebung eingeschmolzen wurden.

Die **Nebenkarte** bringt die deutschen Mundarten zur Darstellung, wie sie trotz mannigfalter Stammesmischung nunmehr fast überall vollkommen einheitlich gesprochen werden. Daß die derzeitigen Verhältnisse das Resultat einer anderthalb bis zwei Jahrhunderte langen, höchst merkwürdigen volkpsychologischen Entwicklung sind, hat die Wissenschaft bereits festgestellt, doch konnte dies auf unserer Karte natürlich nicht veranschaulicht werden.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß ausdrücklich bemerkt werden, daß bei der Schraffierung der verschiedenen mundartli-

chen Gebiete nicht verhütet werden konnte, daß ungarisch, slowakisch oder anders sprechende Volksteile gewissermaßen überdeckt wurden. Die Schraffierungszeichen wollen nur soviel sagen, daß, wenn in den entsprechenden Gebieten Deutsche vorkommen, diese unseres Wissens jene Mundart sprechen, die durch die am Rande erklärte Bezeichnung angedeutet ist.

Sollten uns entweder bezüglich der Mundarten oder der Ansiedlung Mängel und Irrtümer unterlaufen sein, was bei der großen Anzahl unserer deutschen Siedlungen wohl leicht möglich ist, so bitten wir darüber den Herren Verfassern der beiden Abhandlungen, Prof. Dr. Schmidt in Szeged, Universität, und Prof. Schilling in Budapest, Cistercienser Gymnasium, Mitteilung zu machen, damit die Lücken und Fehler bei einer notwendig werdenden Neuauflage unseres Büchleins (!) gutgemacht werden können.

Das ungarländische Deutschtum ist infolge seiner Zusammensetzung aus verschiedenen ober- und mitteldeutschen Stämmen, aber auch infolge seiner selbständigen Entwicklung durch Jahrhunderte auf ungarischem Boden und auch als Teilhaber der ungarischen Geschichte im Rahmen des ungarischen Staates etwas Eigenartiges und von jedem anderen deutschen Stamme und Lande Verschiedenes geworden. Seinem Volkstum und Volksbewußtsein nach ist es unverfälscht deutsch, seinem Staatsgefühl und Staatsbewußtsein nach unentwegt ungarisch; es sei eben, wie es sich selbst seit Jahrhunderten nennt, deutschungarisch. Und so soll es, mit Gottes Hilfe, der die Völker schuf und ihr Schicksal leitet, immerdar bleiben: Sein deutsches Erbe unversehrt während und an der ungarischen Sendung, an einer schöneren ungarischen Zukunft treu mitarbeitend. Wie es seine Väter, unsere Väter immer taten.

Budapest, den 1. Mai 1928.

Prof. Dr. Jakob Bleyer

Bleyer hat das »Büchlein«, wie er das Sammelwerk zärtlich nennt, richtig eingeschätzt, d.h. ihm in der wissenschaftlichen Literatur den Platz eingeräumt, der ihm beim damaligen Stand der Forschung gebührt. Indes wäre in allen drei Teilen einige Kritik angebracht gewesen. Heinrich Schmidt hat z.B. — in seiner Not — sogar ungarische Pfadfinder für die Fragebogenaktion eingeschaltet; und Orte, die man nicht erreicht hat, hat man einfach als ua-Mundart sprechende übertüncht. Roger Schilling, der sich seit seinen jungen Jahren schon mit Quellenforschung befaßt hat, hat einerseits die Angaben der Komitatsmonographien übernommen, andererseits aber auch seine archivalischen Forschungen eingebaut. Natürlich erhielten die ungarischen Monographien viele Jahreszahlfehler, die Schilling auf ihre Richtigkeit nicht geprüft hat. Zum anderen wurden manche Gemeinden, wie z.B. auch meine Heimatgemeinde Boglar im Schildgebirge, Übergan-

gen. Umso wertvoller waren die archivalischen Beiträge Schillings. Noch krasser traten die Mängel bzw. die Entstellungen der amtlichen ungarischen Statistik, auf die sich Johann Schnitzer stützte bzw. stützen mußte, im dritten Teil zutage. Bleyer wußte also sehr wohl um diese Lücken und Mängel, konnte sie aber nicht beim Namen nennen, ohne Gefahr zu laufen, daß er die »amtlichen Ergebnisse« etc. »verfälschte«. Er hat also sein Büchlein richtig eingestuft, d.h. als eine Grundlage bezeichnet, auf der weiter gebaut werden sollte.

Das Echo der Wissenschaft des In- und Auslandes war durchaus positiv und durch das »Sonntagsblatt« fand das Buch den direkten Weg zum Volk. Es leistete damals unschätzbare Dienste im Volkstumskampf. Den Beziehern des »Sonntagsblattes« wurde es statt 8 um 5 Pengö angeboten und darum war es in kurzer Zeit vergriffen. Den nachhaltigsten Eindruck machte die große, als Faltblatt beigelegte ethnographische Karte. Dem Sammelwerk wurde die Ehre zuteil, daß es im Schrifttumsteil der 1929 begründeten »Deutsch-ungarischen Heimatblätter« Jakob Bleyers von **Rudolf Milleker**, dem Ordinarius der Geographie an der Universität Debresin, an erster Stelle rezensiert wurde.

»Für jeden, der sich mit dem Deutschtum in Ungarn befaßt, ist es ein Ereignis — schreibt der Rezensent — wenn ein zusammenfassendes Werk aus der Feder solcher Männer erscheint, die nicht nur wissenschaftlich Hochwertiges geben, sondern auch mit den ungarischen Quellen und Forschungsergebnissen vertraut sind.« Im Rückblick erwähnt auch er, wie Bleyer, die Werke von Czoernig, Schwicker, Kaindl und Böhm. Nicht weniger lobt er seinen Vater, Felix Milleker, der es in seiner »Banater Bücherei« bereits auf 40 Nummern gebracht hat. »Herrn Universitätsprofessor Dr. Jakob Bleyer können wir nicht genug dafür danken, daß er uns nun aus der Feder ausgezeichneter Fachleute eine zusammenfassende Darstellung über das Deutschtum in Rumpfungarn gegeben hat.« Er stimmte mit Bleyer darüber überein, daß das Buch keine »einheitliche, erschöpfende Monographie« sei, denn dazu reichten die Vorarbeiten nicht aus. »Allen voran steht die Vorrede des Herausgebers, des Vorkämpfers unseres Deutschtums, Prof. Dr. Jakob Bleyers, die eigentlich zugleich die beste Besprechung ist.«

Die drei Teile bilden in sich ein geschlossenes Ganzes. Ihr Aufbau sei immer derselbe. »Nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem Laien geschrieben, finden wir das erstemal ein Gebiet zugänglich gemacht, das sonst nur in wenig gelesenen Fachzeitschriften behandelt wird.« Millekers Lob gilt vor allem Roger Schilling, weil er zusätzlich auch über das Leben der Kolonisten in den ersten Jahren ihrer Ansiedlung berichtet. »Wer das Werk liest, wird nicht nur Neues und Schönes (!) darin finden, sondern auch eine Fülle von Problemen und Aufgaben für die Zukunft. Es ist voller Anregung und die ausführlichen Literaturverzeichnisse und Quellennachweise geben diesen Anregungen eine solide Basis. Ich meinerseits hoffe, daß dem Werke

bald eine **Volkskunde** folgen wird.«

Aber Milleker übt z.T. auch meines Erachtens berechtigte Kritik an den Rasterungen und Einkreisungen, sowie an den Farben mit Rot und Schwarz. Einiges habe er auch an den Ortsnamen auszusetzen, so daß der Schriftleiter der DUHbl. sich veranlaßt sah, in der Fußnote darauf hinzuweisen, daß alle verwendeten Ortsnamen »lebendiges Sprachgut« seien. Dann schließt er mit folgendem Satz: »Diese kleinen Mängel beeinträchtigen in keiner Weise den hohen Wert des Werkes und nicht nur das Deutschtum, sondern auch die Wissenschaft muß den Autoren und dem Herausgeber großen Dank zollen für dieses ausgezeichnete Buch.«

In den folgenden Jahrgängen der »Heimatblätter« werden immer wieder Stimmen über das Sammelwerk gebracht, die ebenso, wie die vorliegende Rezension Millekers, durchaus positiv waren. (Siehe z.B. das Urteil Gottfried Fittbogens und der »Ungarischen Jahrbücher« in Berlin im Jahrgang 1929 auf Seite 176!).

Die größte wissenschaftliche Tat Jakob Bleyers war die Gründung der »**Deutsch-ungarischen Heimatblätter**« 1929, worüber ich in den »Südost-deutschen Heimatblättern« (München), Jg. 1954, Folge 1/2, Seite 31—39, ausführlich geschrieben habe. Ich möchte mich darum aus Raumgründen dieser Aufgabe enthalten und auf das nächste Werk aus Bleyers Zeiten übergehen.

Isbert

Adolf Rieth schließt sein VORWORT mit folgendem Satz: »Für einen Teil des Landes wird über meine Ergebnisse hinaus wichtige Fortschritte eine der Vollendung entgegengehende Arbeit über das Ungarische Mittelgebirge von Otto Albrecht Isbert bringen, die sich auf vielen an Ort und Stelle ausgeführten Untersuchungen aufbaut.«

Der Verfasser, **Otto Albrecht Isbert**, war Assistent am Ungarischen Institut in Berlin und einer der hervorragendsten Vertreter der schon in den frühen 20er Jahren einsetzenden Volks- und Kulturbodenforschung. Seine Dissertation führt den Titel: **Das Südwestliche Ungarische Mittelgebirge. Bauernsiedlung und Deutschtum. Mit 1 Grundkarte und 10 Deckblättern, sowie zwei Tafeln. Verlag Julius Beltz in Langensalza-Berlin-Leipzig. 1931. XVI+ 240 Seiten. GR. 8°. Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung. Abhandlungen Nr. I.**

Das Anliegen des Werkes legt Isbert in einem VORWORT von fünf Seiten dar. Denn ohne dieses Vorwort leuchtet die Thematik und Problematik des Buches nicht ohne weiteres ein. Isbert wollte gewiß demonstrieren, wie künftig unter Berücksichtigung aller wissenschaftlichen Faktoren auslandsdeutsche Siedlungsgebiete untersucht werden sollen. Zunächst überrascht, daß Isbert die Anregung zu dieser umfassenden Arbeit nicht von Carl Uhlig,

wie man aufgrund des Vorwortes Rieths annehmen könnte, erhalten hat, sondern von dem Grazer Volkskundler Viktor von **Geramb**. Es galt, die seit dem Ersten Weltkrieg viel diskutierten und neu interpretierten Begriffe »Volk, Nation und Staat« in einem fast zusammenhängenden deutschen Siedlungsgebiet zu »erproben«. Neben Viktor von Geramb hat auch der Grazer Geograph Robert **Sieger** Isbert Pate gestanden. Aus den nicht immer klar formulierten Ausführungen Isberts wird schließlich doch deutlich, daß seine Hauptaufgabe darin bestand, das Südwestliche Ungarische Mittelgebirge: Buchenwald, Schildgebirge und Ofner Bergland mit den Randgebieten als Siedlungsraum dreier Völker, der Madjaren, Deutschen und Slawen zu beschreiben, und zwar sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart. Dem entsprechend baute das Werk auf der Geschichte, Erdkunde und Volkskunde auf. Diese drei Disziplinen sollten in diesem Vielvölkerraum gegeneinander abgewogen werden, schließlich freilich mit der Feststellung, daß diese Landschaft zwischen Plattensee und Donauknie ungeachtet ihres gemischtvölkischen Charakters deutscher Volks- und Kulturboden sei.

Isbert wußte sehr wohl, daß die »Arbeit Gegensätzlichkeiten enthält zu den bisher üblichen Verfahren«, d.h. also, daß sie madjarische Forscher herausfordern könnte. Sie wolle aber dem Auslandsdeutschtum dienen und sei darum notgedrungen »volkskundlich orientiert«. Volkskunde aber bedeutet hier Ethnographie, d.h. Völkerkunde des Deutschtums in einem vielsprachigen Raum. Dazu war es notwendig, auch Hilfswissenschaften, wie z.B. die Statistik, heranzuziehen. So gedacht ist also die Arbeit Isberts eine historische, geographische, ethnographische und statistische Monographie des Mittelgebirges. Im vorliegenden 1. Teil befaßt er sich nur mit diesen Disziplinen. »Ein zweiter, der nun das Gegenwartsbild erst vollständig machen würde, müßte enthalten: Wirtschaft und Verkehr, soziale, kulturelle und politische Verhältnisse.« Dafür habe er bereits viel Material gesammelt. Isbert nennt seine Methode eine »volkskundlich-ethnographische«, die zugleich eine soziologische sei.

»Im Ganzen also ergab sich die Forderung; Nicht rein siedlungsgeographisch, sondern allgemein landeskundlich vorzugehen; nicht ausschließlich Deutsche herauszufinden, sondern die ganze Bevölkerung eines Gebietes zu behandeln; nicht ausschließlich die Statistik als Grundlage heranzuziehen; nicht im Rahmen der üblichen Verwaltungseinheiten, sondern in der natürlichen Gruppierung durch Landschaft und Volkstum die Darstellung vorzunehmen«.

Das größte Verdienst Isberts liegt m.E. darin, daß er das Südwestliche Ungarische Mittelgebirge als Lebensraum dreier Völker demonstriert hat, was natürlich einer auf rassistischer Grundlage fußenden Theorie zuwiderlaufen mußte. So gedacht fand Isbert nicht viel brauchbares Material vor. Un-

ter den brauchbaren Unterlagen erwähnt er das Bleyer'sche Sammelwerk und die Arbeit Rieths über das Deutschtum in Rumpfungarn. Von madjarischer Seite erwähnte Isbert nur das grundlegende Werk Paul **Baloghs** über die Volksrassen in Ungarn vom Jahre 1903. Vom heutigen Standpunkt bleibt an der Methode Baloghs freilich viel auszusetzen.

Schließlich möchte ich aus dem VORWORT Isberts jene Stellen herausgreifen, wo er über das Zustandekommen seines Werkes berichtet. An erster Stelle nennt er das Ungarische Institut in Berlin, dessen Assistent er war¹⁹⁾; dann die gastfreundlichen Klöster in Martinsberg und Zirc (Zirch). »Großen Dank schuldet Verfasser dem Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein und den verschiedensten Kreisen der ungarischen Gesellschaft, welche die wiederholten örtlichen Begehungen möglich machten.« Auch das Ungarische Staatsarchiv erwähnt er. Begegnungen mit Bleyer können angenommen werden, obwohl weder Isbert noch Schwind darüber einen direkten Hinweis liefert. Die Arbeit sei im Herbst 1925 in Graz bei den Professoren Dr. Sieger und Dr. **Sidaritsch** in Angriff genommen worden. Den volkskundlichen Grundgedanken verdanke er Viktor von Geramb. Andreas Lutz hatte ihm wertvolle Unterlagen geliefert. »Das endgültige Zustandekommen jedoch, die tatsächliche Ausführung der Anregungen und Pläne verdankt die Arbeit Prof. Uhlig in Tübingen...«

Nach dieser Charakterisierung des Werkes bleibt nur noch eine inhaltliche Übersicht übrig, denn eine weitere eingehende Würdigung würde den Raum sprengen. Der II. oder allgemeine Teil behandelt das Mittelgebirge als Lebensraum verschiedener Volksgruppen und der III. oder besondere Teil ist eine Siedlungskunde der drei Volksgruppen. Im Ersten Teil ist von Boden, Klima, Hydrographie, Vegetation, Wirtschaft, Städten, Märkten, Dorfanlagen, Puszten, von landschaftlichen Gruppierungen, Verkehrswegen, Straßen, Komitaten, Bezirken und Ortsnamen die Rede. Seine Untersuchung über die Ortsnamen ist höchst aufschlußreich. Isbert ist der einzige Volksforscher, der dieses Problem einer umfassenden Analyse unterzogen hat. Im Zweiten Teil sind seine grundsätzlichen Untersuchungen über Volk, Nation und Staat, die Kritik an der ungarischen »Sprachenstatistik« und seine Betrachtungen über die vier Volksgruppen, die Madjaren, Deutsche, Slowaken und Serben hervorzuheben. Im Dritten Teil befaßt sich Isbert mit der Entstehung des Landschaftsbildes, mit der vom ungarländisch-deutschen Standpunkt sehr wichtigen Ansiedlung der Deutschen nach der Türkenherrschaft, z. T. auch mit urkundlichen Hinweisen, mit den heutigen Siedlungsformen und einigen volkskundlichen Kapiteln über die Hausformen und Hauseinrichtungen, mit der kartographischen Darstellung der einzelnen Volksgruppen und ihrem Sondercharakter. Hier ist das »Gesamtortschaftsverzeichnis« mit 21 Rubriken von größter Bedeutung.

Das Literaturverzeichnis mit 404 Nummern geht weit über das übliche Maß hinaus und bietet sowohl für die allgemeine, als auch für die Einzelfor-

schung eine ausgezeichnete Grundlage. Das Werk schließt mit einem Orts- und Personenregister. Das »Sonntagsblatt« spendet ihm zweimal Lob: In seiner Nummer vom 20. September 1931 (Seite 15) und vom 24. Juli 1932 (Seite 16). In der erstgenannten Nummer heißt es einleitend: »Dieses kürzlich erschienene Werk behandelt einen Gegenstand, über den bisher ziemliches Dunkel verbreitet war. Durch knappe, im Rahmen des gesamten ungarischen (!) Deutschtums enthaltene Schilderungen wußten wir nur in großen Zügen über Leben, Siedlung und Artung dieses dort lebenden deutschen Stammes (!), der infolge seiner Geschichte, seines Werdens und seiner Umwelt zu den interessantesten gehört.« Daß das »Sonntagsblatt« das Deutschtum des Mittelgebirges einen besonderen deutschen Stamm nennt, beweist die Wirkung des Buches. Das Neue hat der unbekannte Rezensent vollauf begriffen, nämlich die Methode, den angehäuften Stoff etc., wodurch das Isbert'sche Buch sich von allen bisherigen Publikationen grundsätzlich unterscheidet. Das Buch solle als Wegweiser für künftige Forschungen dienen. Die Ankündigung, daß das »Sonntagsblatt« auf dieses »hochbedeutsame Werk« noch zurückkommen werde, erfolgte erst fast ein Jahr später und ist auch nicht bezeichnet. Hier heißt es ebenfalls einleitend, daß die Arbeit »die umfassendste wissenschaftliche, auf praktischer Forschung aufgebaute Studie« über das Mittelgebirge sei. Nach einer inhaltlichen Übersicht unterstreicht Rezensent des kritische Verhalten Isberts gegenüber den amtlichen Angaben und dessen Beobachtungen an Ort und Stelle. Das Fehlen einer eingehenden Behandlung wirtschaftlicher Faktoren findet der Rezensent als keinen schwerwiegenden Mangel. Dem Siedlungsraum sei durch die dreiteilige Behandlung sowieso in Übermaß gedient worden. »Im Ganzen gab Isbert dem Wissenschaftler ein außergewöhnliches exaktes Dokument natürlicher Gegebenheiten, geschichtlichen Geschehens, völkischer und volklicher Entwicklung« in die Hand. Dem »Sonntagsblatt« war Isbert schon früher kein Unbekannter, denn über dasselbe Gebiet und die angrenzenden Fragen schrieb er Beiträge in Fortsetzungen. Das Werk kam freilich auch in den »Heimatblättern« zur Sprache.

Im Jg. 1931 wurde dem Isbert'schen Werk gleich zweimal die Ehre einer Rezension zuteil, und zwar von **Franz Anton Basch** (Seite 75) und von **Michael Haltenberger** (Seite 167—168). Basch untersucht allerdings nur einen Vorabdruck bzw. Teilabdruck in den »Ungarischen Jahrbüchern« 1930. Er weist auf das kommende Werk hin und meint noch, daß die »Vergleichsmethode« Isberts für die Erforschung der südostdeutschen Kolonisation als »Anregung« dienen könnte. »Durch dieses Verfahren konnte der Verfasser auch den Forderungen der neueren Deutschtumsforschung gerecht werden. Es ist ihm vorzüglich gelungen, die 350 Ostschaften, landschaftlich geordnet, in ihrem Entstehen und in ihrer geschichtlichen Entwicklung zusammenzufassen und somit das Ungarische Mittelgebirge als organisches Gan-

zes vorzuführen.« Die »Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung« habe die Forschungen Isberts und sein Gesamtwerk ermöglicht. Michael Haltenberger führt Franz Anton Baschs Untersuchungen über das Südwestliche Ungarische Mittelgebirge und seine Bauernsiedlungen fort und befaßt sich besonders mit den statistischen Angaben Isberts, einschließlich der Konfessionen. Haltenberger erkennt die Zusammenhänge zwischen Volkstum und Konfession und betont die kulturgeographische Bedeutung der Isbert'schen Untersuchungen. Eine Gesamtwürdigung blieb **Rudolf Milleker** im Jg. 1932 (Seite 349—350) vorbehalten. Trotz einiger kritischer Bemerkungen, ja Zurechtweisungen, hat Milleker das Neue und Bahnbrechende des Isbert'schen Werkes vollauf erkannt.

Nach seiner Meinung hat das Buch eine zweifache Bedeutung: Erstens bietet es eine umfassende Kulturgeographie des Mittelgebirges und zweitens eine neue Methode zur Bearbeitung auslandsdeutscher Siedlungen. Genau, wie ich es getan habe, gibt Milleker einen Querschnitt über den Inhalt, weist aber die indirekten Angriffe Isberts auf die ungarische Assimilationspolitik zurück. Kritisch äußert sich Milleker auch über Volk und Volkstum, denn auf Grund der Sprachenstatistik sei es kaum möglich, eine exakte sprachliche bzw. volkliche Statistik aufzustellen. Wo sei die Grenze zwischen Madjarisch und Deutsch? Milleker bezichtigt Isbert des Subjektivismus.

»Die deutschen Siedlungskerne zusammen mit dem Volksgebiet sind bei Isbert immerhin von größerer Ausbreitung, als die auf Grund von sprachlichen Verhältniszahlen ausgerechneten Flächen anderer (verstehe: madjarischer!) ethnographischer Karten«. Ausgezeichnet findet Milleker die Tabellen über die einzelnen deutschen Dörfer und spricht seine Anerkennung über die Kartenskizzen aus. Er schließt mit folgendem Satz: »Nur wer die Schwierigkeit der Arbeit kennt, kann die Leistung Isberts würdigen. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst und dem ungarländischen Deutschtum ein schönes und würdiges kulturgeographisches Denkmal errichtet. Wir wollen nur hoffen, daß er seine Ansicht über die staatsfeindliche Wertung des volklichen Bekenntnisses bald ändern wird.«

Nicht so die madjarische Volksforschung. Diese wurde schockiert und fühlte sich in ihrer Methode desavouiert. Elmar **Mályusz** warf Isbert global »völkischen Nationalismus« (népi nacionalizmus) vor und wies ihm zahlreiche »Mängel« und »Fehler« nach. Aber im Rahmen meiner Aufgabenstellung darauf einzugehen hieße, diese zu überschreiten.

Tübinger Studien

Am konsequentesten wurde die kulturgeographische Erforschung des ungarländischen Deutschtums in Tübingen betrieben, d.h. im Geographischen Seminar Carl Uhligs, der — wie Isbert bezeugt — dessen nun schon vielge-

rühmtes Werk erst druckreif gemacht hat. Die Tübinger suchten sich die **Schwäbische Türkei** als Forschungsfeld aus. Die Studienfahrten dorthin begannen freilich schon zu Bleyers Lebzeiten, aber nur eine ist noch vor dem Tode Bleyers erschienen: **Das Deutschtum in der unteren Baranya. Eine bevölkerungs- und siedlungsgeographische Studie über die Schwäbische Türkei. Stuttgart 1931. 117 Seiten mit 12 Abbildungen und einer Karte. Schriften des DAIA. Kulturhistorische Reihe. Band 29. Von Gottlob Holder.** Im VORWORT weist Holder u.a. darauf hin, daß er sein Gebiet im Herbst 1927 kennengelernt und, daß er im Zusammenhang damit auch den UDV besucht habe. Die Anregung dazu sei von Carl Uhlig ausgegangen. Die Branau (die deutsche Bezeichnung wurde von mir nach der slawischen Vorlage 'brana' erst 1940 geprägt) ist der südliche Teil der Schwäbischen Türkei. Die Studie hat auf die Grenze keine Rücksicht genommen. Nach der Behandlung der Oberflächengestaltung, des Klimas, der Vegetation untersucht Holder die untere Branau als deutschen Volksboden, der sich im Zuge der Kolonisation erst im 19. Jahrhundert voll ausgebildet habe. Er bezeichnet die untere Branau als ein »verhältnismäßig geschlossenes deutsches Volksgebiet«. Geographisch gehört auch Fünfkirchen mit Umgebung dazu. Die Branau sei ein Teil des Donauschwabentums, welchen Begriff Holder verteidigt.

Der statistische Teil weist ihn als guten Ortskenner aus. Nach seinen Untersuchungen ist die untere Branau bis zu 35% deutsch. Das Deutschtum hat damit die relative Mehrheit. Im siedlungsgeschichtlichen Teil findet er es auffällig, daß der Monograph von Deutschbol, Béla **Németh**, alle Kolonisten aus Württemberg kommen läßt. Die Dissertation schließt mit einer Betrachtung über die Siedlungsstrukturen, sowie über die Haus- und Hofformen. Selbstverständlich wird auch der kulturellen Lage und dem Volkstumskampf gebührende Beachtung geschenkt. Überaus bewandert zeigt sich Holder in der Literatur.

Eine Rezension in den DUHbl. Jg. 1933 (Seite 131—132) erfolgte durch **Rudolf Hartmann**. Nach einer inhaltlichen Übersicht zollt er der Monographie »wärmste Anerkennung«, spart aber auch nicht mit einigen kritischen Bemerkungen. Hartmann wehrt sich gegen die »Zergliederung« des Raumes. Außerdem bemängelt er als Volkskundler mancherlei Unrichtigkeiten im volkskundlichen Teil. Das »Sonntagsblatt« vom 3. April 1932 (Seite 15) spendet Holder nur Lob für sein »warmes Verständnis« für Leben und Kämpfen der Schwaben im Donau-Drau-Winkel, gleichsam als Daseinsberechtigung des gesamten ungarländischen Deutschtums.

Die Hinwendung Carl Uhligs zum ungarländischen Deutschtum kommt vielleicht auch daher, daß er die Revision Trianons vom geographischen Standpunkt für berechtigt hielt. (Siehe seinen Leitartikel im »Sonntagsblatt« vom 12. Feber 1928, der gleichzeitig seine Freundschaft mit Jakob Bleyer beweist.)

Bell: Das Deutschtum im Ausland

Das Erscheinen des letzten VORWORTES, das **Jakob Bleyer** zum Ungarn-Band der von **Karl Bell in Dresden** herausgegebenen Monographiensammlung »**Das Deutschtum im Ausland**« geschrieben hat, sollte er nicht mehr erleben. Der Band ist erst 1935 erschienen, und zwar im Umfang von 295 Seiten, mit 33 Bildern, graphischen Darstellungen und drei Farbdrucken von dem aus der Branau stammenden Maler Heinrich Stephan: Schwäbische Bauern, schwäbische Mutter und der große Schwabenzug.

Zum Geleit

Unter den Auslandsdeutschen nimmt — dank der Zahl und des beispiellos jähen Erwachens zum Volksbewußtsein im Laufe des Weltkrieges — das Deutschtum im ehemaligen Ungarn eine besonders wichtige Stellung ein. Die Aufmerksamkeit der reichsdeutschen Öffentlichkeit wurde auf das ungarländische Deutschtum hauptsächlich durch jene Hunderttausende von Feldgrauen gelenkt, die kamen, um Ungarn verteidigen zu helfen und seine Feinde zu schlagen. Sie erkannten mit Staunen in dem fremden Lande ihre Volksgenossen, die nicht nur gleichen Blutes und gleicher Sprache waren, sondern sogar oft die gleiche Mundart sprachen und die gleichen Sitten und Bräuche hatten. Nunmehr wußte man im Reiche nicht nur von den Sachsen in Siebenbürgen, sondern erfuhr auch von den »Schwaben« im Banat und lernte nach und nach auch die »Schwaben« in der Batschka, in der Schwäbischen Türkei, in den Ofener Bergen usw., mit einem Wort das ganze »Donauschwabentum« kennen. Diese Erkenntnis ist ein Ereignis von größter Tragweite.

Je mehr aber der Reichsdeutsche vom Deutschtum im altungarischen Raume erfuhr und je tiefer und allseitiger er es zu erfassen suchte, umso besser lernte er auch Ungarn und das Ungartum: Die Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung des ersteren und die völkische Wesensart des letzteren begreifen. So mußte er auch die Entdeckung machen, daß deutsches und ungarisches Schicksal aufs engste und tiefste miteinander verbunden sind. Von dieser schicksalhaften Verbundenheit zeugt ja die ganze tausendjährige Geschichte Ungarns; sie zeigt die Vermählung Stephans des Heiligen mit der Schwester des deutschen Kaisers, in deren Gefolge die ersten deutschen Menschengruppen nach Ungarn ka-

men; sie zeigt die Ansiedlung von deutschen Bauern und Handwerkern in der Zips und — ad retinendam coronam — in Siebenbürgen im 12. und 13. Jahrhundert; sie wird bestätigt durch die Wahl der ungarischen Könige aus den Häusern Luxemburg — im 14. Jahrhundert — und Habsburg — durch viele Jahrhunderte; sie wird auch bestätigt durch die deutschen Kaiserträume Mathias Corvinus', des nationalsten ungarischen Königs, im 15. Jahrhundert, wie auch durch das gemeinsam vergossene Blut im dreihundertjährigen Ringen mit den Türken.

Sie offenbart sich in der Ansiedlung der »Schwaben« im 18. Jahrhundert und in der unvergleichlichen Kulturarbeit, die sie zum Nutzen Ungarns geleistet haben; sie offenbart sich aber auch — jawohl — im ungarischen Aufstand — man möge ihn Revolution oder Freiheitskampf nennen — im Jahre 1848 und im Todesgang der »Arader Märtyrer«, die fast zur Hälfte Deutsche waren; sie tut sich kund in dem Ausgleich von 1867 zwischen Ungarn und Österreich; wie auch in dem Zwei- und Dreibund, den Bismarck und Andrassy geschaffen haben; sie tut sich schließlich auch kund in der furchtbaren Tragik des Weltkrieges und in dem verzweifelt bitteren Kampf um Ehre und Brot und um Freiheit und Zukunft gegen die sogenannten Pariser Friedensverträge.

In der Geschichte des ungarländischen Deutschtums spiegelt sich von Anbeginn die deutsche und ungarische Schicksalsverbundenheit und auch dieses Buch legt dafür mannigfach Zeugenschaft ab. Wer es mit unvoreingenommener Wahrheitsliebe und aufgeschlossener Seele liest, wird dies nicht bestreiten können. Ungarn ist durch das Diktat von Trianon zerschlagen worden und hat dadurch auch mehr als zwei Drittel seines Deutschtums verloren. Doch auch das verbliebene Deutschtum ist ein Unterpand der deutschen und ungarischen Schicksalsgemeinschaft und es ist sich auch dieses seines Charakters bewußt. Sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, deutsch zu bleiben, auch darum, um als Deutschtum den großen historischen Interessen Ungarns und des Ungartums dienen zu können: Moralisch und politisch, jetzt und in der entscheidungsschwangeren Zukunft.

Ich wünsche, daß dieses Buch im Sinne der deutschen und ungarischen Schicksalsverbundenheit wirke und Segen stifte. Diesen Wunsch gebe ich ihm als Geleit mit auf den Weg.

(Ohne Datum und ohne Jahr)

Es wäre pietätlos gewesen, hätte ich aus chronologischen Gründen auf diese Geleitworte verzichtet. Aus Pietätsgründen möchte ich es auch nicht unterlassen, dieses von Jakob Bleyer zuletzt abgeseignete Buch zumindest inhalt-

lich zu streifen. Und das umso mehr, als in diesem Ungarn-Band das nachgeholt wurde, was man im Bleyer'schen Sammelwerk 1928 bemängelte, nämlich die **Volkskunde**.

Nach Ostland wollen wir reiten (Emil Maenner). Der deutsche Volksboden in Ungarn (Karl Bell). Das Deutschtum in Westungarn. Die Geschichte Ödenburgs (Johannes Huber). Schule und Kirche (Theodor Grentrup). Deutscher Literatureinfluß in Ungarn (Béla Pukánszky). Deutsche Volkskunde in Ungarn. Sitte und Brauch. Volksdichtung. Tracht. Schwäbische Siedlung (Rudolf Hartmann). Die deutschen Mundarten Rumpfungarns (Johann Weidlein).

Jakob Bleyer †

Jakob Bleyer war eine wissenschaftliche Leuchte auf dem kleinen ungarischen Globus, die weit über die Grenzen nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlte. Aber auch Forschung und Wissenschaft galten für ihn nur als Mittel zum Zweck, zur Erhaltung und Kräftigung des ungarländischen Deutschtums. Von diesem Erbe zehren wir heute noch. Im Endergebnis ist es Jakob Bleyers Verdienst, daß die deutsche Volksforschung in Ungarn in der Zwischenkriegszeit den Rang eingenommen hat, der ihr im In- und Ausland gebührt. Und in seinen »Deutsch-ungarischen Heimatblättern« hat er eine Zentralstelle von übernationaler Bedeutung für das Deutschtum und Madjarentum geschaffen, die ihn in der Ahnengalerie der großen Ungarndeutschen als *praeceptor utriusque nationis*, als Lehrmeister beider Nationen auf den Sockel heben. Jakob Bleyer ist längst eine Säkularerscheinung geworden, aber nicht nur für uns, sondern auch für das Gesamtdeutschtum. Daran zu erinnern war die eigentliche Aufgabe meines Aufsatzes. Sein Geist wird die Zeiten überdauern.

Fußnoten:

- 1) Die volksdeutsche Forschungsarbeit im Nachkriegsungarn. Deutsche Forschungen in Ungarn. (Ofenpest). Jg. 1939, S. 1—7 und 188—199; Jg. 1941, S. 266—286; Jg. 1942, S. 333—348 und Jg. 1943 (1980), S. 231—244.
- 2) Donauschwäbische Wissenschaft, Versuch einer geistigen Bestandsaufnahme und einer Standortbestimmung von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1974.
- 3) Hedwig Schwind: Jakob Bleyer. Ein Vorkämpfer und Erwecker des ungarländischen Deutschtums. München 1960. Seite 12—35.
- 4) Die Regensburger Presse z.B. wußte nichts davon.
- 5) Nach der Darstellung Hedwig Schwinds und des »Sonntagsblattes« soll Bleyer Senator der Deutschen Akademie gewesen sein. Ich aber fand in den »Mitteilungen« der Deutschen Akademie keinen Hinweis darauf. Das bedeutet nicht, daß er es nicht war.

- 6) Bleyer hat während seiner Deutschland-Tournee mehrere Vorträge gehalten. Der »Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa«, gehalten am 5. Juli 1926 in München in der Deutschen Akademie, wurde abgedruckt in der »Deutschen Rundschau«, Oktober 1926 und nachgedruckt in unserem Archiv, Jg. 9 (1978/79).
- 7) Pukánszky (1895-1950) entstammt einer alteingesessenen Preßburger evangelischen Familie, slowakischen Ursprungs, wie der Name lautet und dürfte wohl mit der Stadt Pukanz (Pukkanz, gegründet 1324) zusammenhängen. (ung. Bakabánya, slow. Pukanec). Er wurde Nachfolger auf Hussens Lehrstuhl in Debrecin. Das ungarländische Deutschtum ist ihm über alle ideologischen Gegensätze hinweg zu großem Dank verpflichtet.
- 8) In Wirklichkeit konnte sich Pukánszky auf viele Vorarbeiten stützen, was auch aus seinem Literaturverzeichnis hervorgeht.
- 9) Diese prädikative Ergänzung fehlt im Text.
- 10) Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781). Bleyer wollte also an das 150jährige Todesjahr Lessings erinnern.
- 11) Tatsächlich kommt in der Arbeit Pukánszkys keine einzige Frau vor.
- 12) Ob Pukánszky sich zum Deutschtum oder Madjarentum bekannt hat, ist mir nicht bekannt. Aber aus Gesprächen mit Dr. Eugen Bonomi weiß ich, daß er es nicht leicht hatte, zwischen »zwei Fronten« zu jonglieren.
- 13) Archiv der Suevia Pannonica, Jg. 2 (1965), Seite 71-73
- 14) Archiv der Suevia Pannonica, Jg. 5 (1968), Seite 54-60
- 15) Sonntagsblatt vom 16. September 1923 und 23. September 1923
- 16) Jakob Bleyer a.a.O. Seite 34-35
- 17) DFU Jg. 1943 (1980), Seite 240-242
- 18) »Südwestlich« wurde von Isbert geprägt
- 19) Isbert war Stuttgarter und seiner Weltanschauung nach ein Anthroposoph

Friedrich Spiegel-Schmidt:

Jacob Bleyer in der neueren ungarischen Geschichtsschreibung

Wie bekannt, wird im heutigen Ungarn mit beachtlichem Eifer an der Geschichte des Deutschtums im Lande gearbeitet. Dabei ist Ausgangspunkt und nach wie vor Schwerpunkt der Arbeiten von Tilkovszky Lóránt die Geschichte des Volksbundes, und sein Hauptinteresse konzentriert sich darauf, möglichst weit zurückgreifend — und dabei oft über die geschichtliche Entwicklung hinausschießend — nationalsozialistische Einwirkungen im Ungarndeutschtum nachzuweisen. So ist für ihn Bleyers Wirksamkeit in erster Linie zur Aufhellung der Vorgeschichte des Volksbundes von Interesse. Anders Bellér Béla. Ihn bewegt keine andere Absicht, als die historische Wahrheit an den Tag zu bringen, und ihm fehlt dabei auch nicht das, was Geschichtsschreibung recht überzeugend und lebendig macht: das warme Interesse am Gegenstand seiner Forschung.

Geschichte der ungarländischen Deutschen

Als Zusammenfassung seiner Arbeit kann die kurze Geschichte der ungarländischen Deutschen gelten.¹⁾ Schon der Aufriß des Büchleins bringt es mit sich, daß hier Bleyer von seinem ersten Auftreten an behandelt und in den größeren geschichtlichen Zusammenhang eingeordnet wird, was für ein objektives Urteil unerlässlich ist. Allerdings ist die unzulängliche ungarische Nationalitätenpolitik der Ausgleichszeit (1867-1918) nur kurz umrissen und die in ihrer Folge immer radikaleren Nationalitätenbewegungen der Südslawen, Slowaken, Rumänen lassen sich nur ahnen. Dagegen sind die ersten Anläufe zur politischen Organisation der Deutschen mit ihren Erfolgen und ihren Grenzen richtig eingeschätzt.

Bleyer selbst wird damit eingeführt, daß er eine Lösung anstrebte, die die Interessen des deutschen Bauerntums und der ungarischen Herrenschaft miteinander versöhnt: d.h. deutscherseits Hinnahme der Assimilation von Bürgertum und Intelligenz, magyarischerseits Verzicht auf die undurchführbare Madjarisierung des Bauerntums (S. 135). Mit Rudolf Brandisch lehnte dies der größte Teil der Deutschen ab und es kam zum ersten inneren Zwist, in dem allerdings in den sich überstürzenden Ereignissen der Revolutionszeit Bleyer völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Daß er das Autonomiegesetz des Nationalitätenministers Jászi ablehnte und am Sturz der kurzlebigen Gewerkschaftsregierung beteiligt war, erwähnt Bellér nicht. Er taucht bei ihm erst wieder auf, als er das Nationalitätenministerium übernahm und die grundlegende, aber nie durchgeführte Verordnung 4044/1919 erließ (S. 149). Es folgen die Ereignisse, die zu seinem Sturz und zum Zusammenbruch des deutschen Schulsystems führten und in denen

sich Bleyers Deutsch-Ungarische Partei zerrieb. Nur langsam gelang es, mit Sonntagsblatt und Volksbildungsverein bescheidene Grundvoraussetzungen für eine legale deutsche Kulturarbeit zu schaffen. Die Schwierigkeiten seitens der nationalistischen Provinzgrößen werden deutlich beim Namen genannt (S. 157). Nur knapp wird die sich hinziehende Schulproblematik dargestellt und mitgeteilt, daß 1931 nur noch Bleyer als deutscher Abgeordneter ins Parlament kam. Der psychologische Hintergrund der zunächst negativ beurteilten Parlamentsrede am 9. Mai 1933 wird dann doch richtig verstanden: »Die Rede war ein Ausdruck von Bleyers hinter Aggressivität verborgener Verzweiflung über den Zusammenbruch seiner bisherigen Konzeption des Deutsch-Ungartums und seiner Nationalitätenpolitik.« (S. 160)

Ergänzungen

Dennoch bedarf Bellérs abschließendes Urteil über Bleyers letztes Lebensjahr einiger Ergänzungen:

1.) Es ist ziemlich unwichtig, wie das Verhältnis zwischen natürlicher und gewaltsamer Madjarisierung war — die Tatsache des auf vielen Wegen ausgeübten Drucks läßt sich damit nicht aus der Welt schaffen.

2.) Die Sorge Bleyers, daß der ungarische Staat sich als Staat allein der magyarischen Rasse verstehe, bestand angesichts des Chauvinismus der öffentlichen Meinung von Anfang an. Dagegen kämpfte er immer darum, daß in diesem Staat auch die deutsche Minderheit ihren anerkannten Platz behält. 1932 aber wurde ein seit 15 Jahren exponierter Rassenschützer Ministerpräsident. Die Sorge wurde dadurch aktuell. Von da her muß man Bleyers provozierendsten Satz in jener Rede verstehen: »Wie kann das Deutschtum zentripetal bleiben, wenn die magyarische Rasse den Staat für sich allein beansprucht und anderen kein Lebensrecht in ihm zubilligt?«

3.) Es ging nicht um den Nationalsozialismus, sondern um das Deutsche Reich. Bleyer war immer für eine enge Freundschaft zwischen Ungarn und Deutschland eingetreten, konnte sich aber die Harmonie nie unter Ausklammerung der Deutschen in Ungarn vorstellen. Er hatte schon immer gute Beziehungen zu den am Auslandsdeutschtum interessierten Kreisen im Reich. Was er — wie übrigens auch andere führende deutsche Volksgruppenpolitiker — nun mit Sorge realisierte, war, daß er keinerlei Beziehungen zu den neuen Machthabern hatte. Es gab Grund, sich um den Bund zwischen deutschem und magyarischem Rassismus Sorgen zu machen.²⁾ Wird Hitler seinem alten Gesinnungsgenossen Gömbös zuliebe das Deutschtum Ungarns wie das Südtirols beiseiteschieben? Darum die Bemühung, mit den neuen Männern ins Gespräch zu kommen.

Als Minister

Bellér hat freilich in eingehenden Spezialstudien einzelne Abschnitte auch

der Tätigkeit Bleyers genauer untersucht. Hierher gehört zunächst die als Nationalitätenminister.³⁾ Im Wesentlichen bringt er zwar dasselbe wie Hedwig Schwind in ihrer Biographie, kann aber aufgrund der ihm vorliegenden ungarischen Quellen vieles pointierter darstellen. Wir wußten bisher, daß Bleyer wegen des ihm und anderen nicht genehmen, von der Entente protegierten Ministerkandidaten Polnay sich zunächst nicht entschließen konnte, ins Kabinett Stephan Friedrichs einzutreten. Neu ist aber, daß dieser in den zehn Tagen zwischen 6. und 15. August 1919 das Nationalitätenministerium auch dem bisherigen Sprecher der Ödenburger Deutschen Zsombor, der allerdings selbst gar kein Deutscher war, weiter Bleyers Gegenspieler, dem Sachwalter der Brandsch'schen Richtung, Dr. Guido Gündisch und auch dem profilierten Prälaten Gießwein anbot, der an der Spitze einer 60-köpfigen deutschen Delegation die Beibehaltung der westungarischen deutschen Autonomie forderte (S. 32).

Nach seiner Ernennung entwickelte Bleyer sein Programm: Die kommunistische Herrschaft habe die nationalen Gegensätze verschärft (nämlich durch die das ungarische Nationalgefühl provozierenden autonomen Minderheitengebiete), er wolle sie ausgleichen. Seine Vorstellungen einer Autonomie gehen nicht über sprachliche, kulturelle, wirtschaftliche Rechte hinaus (S. 33). Über Bleyers z.T. abenteuerliche Aktionen »im Interesse der Wiedergewinnung der sich losreisenden Landesteile« (S. 35) bringt Bellér eine Fülle von Material, die Bleyer als bedingungslosen Anhänger der Richtung zeigt, die die Wiederherstellung des großungarischen Reichs nicht aufgeben wollte. Kurz zusammengefaßt in einem Brief von seinem damaligen Staatssekretär — und späteren Gegner — Georg Steuer an den Ministerpräsidenten: »Die Sektionen des Ministeriums haben in den Kreisen der unter die Herrschaft der Nachfolgestaaten gekommenen nichtungarischsprachigen Bevölkerung eine ungarische Irredentapropaganda getrieben, über die man auf alle Fragen vor dem Gericht nicht antworten kann, aber auch nicht darf.« (es ging um den Nachweis der Verwendung von Geldern.) (S. 38) Schon früh meldeten sich die chauvinistischen Feinde, die auch nach der Katastrophe Ungarns nicht die geringste Einsicht zeigten. So muß Bleyer schon am 20. September 1919 im Ministerrat feststellen, daß seine Verordnung 4044 nicht durchgeführt wird, und die nach ihr handeln, als Ungarnfeinde und Pangermanen bezeichnet werden. Besonders sabotierte man den Austausch von nicht deutsch sprechenden Beamten im kommunalen Bereich gegen Deutschsprechende (S. 44).

Zutreffend wird der sog. »christliche Kurs« gekennzeichnet, der Bleyers innenpolitische Heimat war, mit seinen Licht- und Schattenseiten. Hier flammt der alte Kampf mit Gündisch wieder auf, der eine, allerdings erfolglose deutsche Gegenpartei gründete. Mit welcher Schärfe der Kampf geführt wurde, wie dabei noch nicht verheilte Wunden wieder aufbrachen, wird deutlich am Ton der wiedererstandenen »Neuen Post«: Wir können

die von Bellér erwähnte Polemik im Wortlaut bringen: »Diese Leute haben die landesverderbende Károlyi-Jászi-Politik mitgemacht, haben mit den christenverfolgenden Kommunisten ein brüderliches Verhältnis unterhalten, können also in der Tiefe ihrer Seele nur Feinde des christlich-nationalen Kurses sein.«⁴⁾

Doch nach dem großen Wahlerfolg der Partei Bleyers mehren sich die Angriffe. Auch davon weiß Bellér mehr als Schwind. Ungeschönt schildert er den chauvinistischen Angriff des Komitats Pest am 10. August 1920 gegen das »unnötige Nationalitätenministerium«: »Keine Nationalität hat ein Recht auf ihre Sprache, sonst können sie zurückgehen, woher sie gekommen sind.« (S. 139f.) Noch stellt sich die Regierung hinter Bleyer, aber als im November sein Ministerkollege Rubinek verlangt, seinen alten Mitstreiter Johannes Huber, den Schriftleiter der »Neuen Post«, aus der Partei auszuschließen, bleibt er isoliert. Noch einmal zieht er seine schon ausgesprochene Demission zurück. Aber bei der Neubildung der Regierung am 16. Dezember wird er einfach übergangen. Hier ist Hedwig Schwinds ungenaue Darstellung zu korrigieren.

Der Weg zum Volkstumsführer

In dieser kritischen Situation müssen Bleyer und Gündisch zusammengefunden haben. Wie das geschah, kann weder Schwind noch Bellér sagen. Aber es geht auch aus dem von beiden zitierten vertrauensvoll-persönlichen Brief Bleyers an Gündisch vom 9. Juni 1921 hervor.⁵⁾

Schwind bringt zwar verschiedene Äußerungen des langjährigen Ministerpräsidenten Graf Stephan Bethlen aus den nächsten Jahren⁶⁾ aber nicht die erste Debatte zwischen Bleyer (31.5.21) und ihm (1.6.) im Parlament, aus der Bellér Bethlens ziemlich unverfrostene Rede zitiert: »Vor dem Weltkrieg gab es in Ungarn keine Nationalitätenfrage, folglich auch keine Nationalitätenunterdrückung. In den Nationalitäten Ungarns habe den Nationalismus der Weltkrieg und die das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung verkündenden Friedensverträge geweckt. Heute sollen wir nicht engherzig sein, aber darum nicht künstlich eine Nationalitätenfrage machen.« Er sagt dann muttersprachlichen Unterricht bis zum höchsten Grade und eigene Beamte in geschlossenen deutschen Gebieten zu (S. 152). Dieses Versprechen, das wie die meisten nie eingelöst wurde, datiert Schwind schon in den Februar 1920. Damals war Bethlen allerdings noch gar nicht Ministerpräsident und Bleyer noch der zuständige Minister. Bethlens Taktik charakterisiert Bellér mit den Worten: »Alles besprechen, aber umso weniger geben.«

Zwei Tage nach dieser Debatte übergab Steuer, der als Regierungskommissar für die Deutschsprachigen Bleyers Ministerium überlebte, seine Denkschrift über die Nationalitätenfrage, von der Bellér sagt, sie habe Bleyers Politik begraben. Diesen erwähnt Schwind erst im Zusammenhang späterer

Manipulationen um das »Neue Politische Volksblatt«⁷⁾. Mit der Denkschrift Steuers wurde nach Bellér die nie durchgeführte Verordnung 4044 endgültig zu den Akten gelegt. Die Prioritätenfrage hieß von nun an: 1. Patriotische Erziehung, 2. Förderung des (ungarischen) Nationalgefühls, und erst 3. Pflege der Muttersprache, damit sie sich nicht unterdrückt fühlen (S. 153).

Wörtlich sagt Steuer und trifft damit vor allem seinen ehemaligen Minister: »Die Regierungserklärungen in den letzten Jahren gingen oft so weit, daß sie — nach den bisherigen Erfahrungen — nicht eingehalten werden konnten. (Eindeutig eine nachträgliche Rechtfertigung ihrer chauvinistischen Sabotage.) Sie erzeugten Verbitterung bei den Ungarn, falsche Hoffnungen bei den Nationalitäten.« Darum empfiehlt er, nur einige elementare kulturelle Rechte zu belassen, die auf keinen Fall eine selbständige deutsche Kultur und deutsche Intelligenz hervorbringen können (S. 154).

Den Widerspruch zwischen diesen Richtlinien, die entlarvend sind, und den schönen Versprechungen des Regierungschefs zwei Tage vorher läßt Bellér stehen, sowie dieser in der Wirklichkeit politischen Lebens auch weiterhin zwischen Reden und Tun stehen bleibt. In seinem Amt ließ sich Steuer von dem Grundsatz leiten, daß es keine besonderen Nationalitätenkulturen gäbe, diese aber die ungarische Kultur zu fördern haben. Darum ist er gegen Bleyers Bemühungen, einen deutschen Kulturverein zu gründen, ebenso wie gegen jede deutsche Wirtschaftsorganisation, und fördert die Kampagne derer, die Bleyers Presse »alldeutsch und antisemitisch« nennen (S. 160).

Verlorene Wahl

Wie Bleyer wirklich schrieb, dafür bringt Bellér übereinstimmend mit Schwind seine Replik auf die Wahlen 1922, bei denen nicht nur er auf der Strecke blieb, sondern sich auch eine Ablösung des bei all seinen Schwächen doch sozial aufgeschlossenen »christlichen Kurses« durch einen neuen Liberalismus ankündigte.⁸⁾ Doch danken wir Bellér auch, daß er das Gegenstück dazu, Bleyers Wahlaufruf einen Monat vorher, hervorgesucht hat, der uns einen guten Einblick in seine politische Denkungsart ermöglicht: »Die christliche Politik dient nicht den Großen und Mächtigen und nicht den einzelnen Klassen, auch nicht den Ständen, sondern sie ist ein warmer und aufrichtiger Freund des ganzen christlichen Volkes. Sie ist in erster Linie für den kleinen Mann da, für den Armen und Schwachen, für die Bauern, die kleinen Handwerker, die Tagelöhner, für alle, die einen schweren Kampf ums Leben führen.« Und dann noch der Aufruf, nur Kandidaten zu wählen, »von denen Ihr ganz bestimmt wißt, daß sie unsere Muttersprache offen und aufrichtig schätzen werden.« (S. 229)

Nach Bellér wirkte sich der Schock der Wahlniederlage dahin aus, daß Bleyer jetzt alle deutschen Gruppen, auch Gündisch, gegen die damals erfolgreicherer deutschen Sozialdemokraten unter einen Hut brachte. (S. 235, vgl. den besonderen Artikel darüber.)

Verhandlungen

Bellér bringt auch die erste Pressepolemik Gratz-Bleyer,⁹⁾ die die oft vertretene Meinung widerlegt, Gratz habe sich, bevor er 1924 Präsident des Volksbildungsvereins wurde, nie mit Fragen des Ungarndeutschtums befaßt. Gratz setzte sich für eine umfassende nationalitätenpolitische Gesetzgebung ein, da das Gesetz von 1868 — die Verordnung 4044 erwähnt er gar nicht mehr — nicht mehr genüge. Er strebte bescheidene, aber angesichts der öffentlichen Meinung vielleicht doch durchführbare Gesetze an. Doch, so schließt Bellér diesen Abschnitt, »stellte sich auch das als Illusion heraus«. Bleyer dagegen hielt — formal zurecht — seine Verordnung 4044 noch für geltendes Recht, zumal er Besseres nicht hoffen konnte. Aber auch das war eine Illusion. Schon hier urteilt Bellér: »Die Beiden haben sich nie ganz verstanden.« (S. 261)

Allerdings war zu dieser Zeit die Frage bereits ins Rollen gekommen. Dabei tritt zu erstmal P a t a k y, damals Sektionsrat, in Erscheinung. Wieder ein interessantes Detail, daß man Bleyer zu einer Besprechung mit Nationalitätenpolitikern, von denen noch die Rede sein wird, erst dann einlud, als der große alte Herr der ungarischen Politik, Graf Albert Apponyi, der seit seinem berühmten Schulgesetz von 1907 eine Wandlung durchgemacht hatte, sich für ihn einsetzte, »weil er der einzige unter unsren Deutschen ist, der sowohl hier wie draußen wirkliche Autorität hat.« (S. 263) Dieser Satz ist insofern bemerkenswert, als der in der internationalen Politik erfahrene Graf ohne Umschweife zugibt, daß die Behandlung der deutschen Minderheit auch eine außenpolitische Seite sei, egal, ob er beim »draußen« an das Deutsche Reich oder die Deutschen in den Nachfolgestaaten dachte.

Wieder einmal kam es zu einer Verordnung (22.6.23), die Bleyer durchaus anerkannte. Sie verhiess die Möglichkeit, daß die Nationalitäten selbst als Schulträger auftreten (§ 17). In den staatlichen Schulen soll in Form der jetzt auftretenden drei Typen in der Muttersprache der Schüler unterrichtet werden, sofern es die Mehrheit der Eltern wünscht, auch in Bürger- und Mittelschulen (nach unserem Sprachgebrauch Realschulen und Gymnasien) sollen nationalitätensprachliche Parallelklassen möglich sein, und für die Gründung von Vereinen für kulturelle und wirtschaftliche Zwecke — die als Schulträger unerlässlich gewesen wären — wurde grünes Licht gegeben. Aber es kam wie immer. Schon am 2. September, als die Verordnung in den Schulen greifen sollte, muß Bleyer über zögernde Durchführung klagen.

Das alles, auch Bleyers von Pataky unterstützter Widerstand gegen die problematischen Elternbefragungen ist uns auch aus Schwinds Buch und anderen Quellen bekannt (S. 97f.). Neu ist bei Bellér eine Notiz des deutschen Sozialdemokraten Siegfried K n a l l e r, die auch Tilkovszky in seiner an anderer Stelle behandelten Arbeit entgangen ist: »Ich hatte Gelegenheit, mit Herrn Minister Bleyer zu verhandeln, der klagte, daß es unmöglich ist, die Verordnung durchzuführen, und die deutsche Fraktion der Sozialdemokra-

tischen Partei bat, ihm bei der Durchführung der Verordnung und im Kampf um diese zu helfen.« (S. 272) Dies wäre ein einmaliger Annäherungsversuch, wohl nur aus der Notlage verständlich, daß Bleyer damals nicht im Parlament saß und die Leute Knallers die einzigen waren, die dort für deutsche Belange eintreten konnten. Sie aber entschlossen sich zum radikaleren Weg und lehnten die »Schaufensterverordnung« ganz ab, da man sie doch nicht durchführen werde. Das blieb natürlich ohne Wirkung, während Bleyers beharrliches Ringen wenigstens bescheidene Teilergebnisse erzielte.

Tilkovszky

Über diesen Zeitabschnitt hat nun Tilkovszky aus deutschen Archiven, die er dank deutscher Forschungsstipendien gründlich zu durchforschen die Möglichkeit hatte, neues Material zutage gefördert, das die bisherige Auffassung von Bleyers langsamer Entwicklung von der innen- zur außenpolitischen Lösung geradezu auf den Kopf stellte.¹⁰⁾ Tilkovszky selbst begründet die Aufdeckung und Einbeziehung deutschen Quellenmaterials damit, »dies bringe konkrete Daten über die früheren auswärtigen Verbindungen der Bleyerschen Bewegung und über den Einfluß der Politik der Weimarer Republik und der deutschen Minderheiten in den Ländern der kleinen Entente auf die ungarische Nationalitätenpolitik.« (S. 4)

Bleyer und Deutschland

Diese Beziehungen begannen allerdings mit einer von Bleyer initiierten Deutschlandreise mit Gratz, Huber und dem evangelischen Pfarrer Edmund Scholtz, um für die Erhaltung Deutschwestungarns für Ungarn zu werben. Die deutsche Gesandtschaft in Budapest sah diese Aktivität mit gemischten Gefühlen. Nach ihrer Meinung waren Huber und Scholtz überhaupt nicht überzeugt von ihrem Auftrag, zu dem sie das Außenministerium direkt aufgefordert hatte, standen aber auch unter Bleyers starkem Einfluß. Diese Reise trug dazu bei, daß man in Deutschland Bleyer mehr als Vertreter des Ungartums als des Deutschtums ansah. Trotzdem streckte er — wohl erfolglos — damals schon Fühler zu Stinnes aus auf der Suche nach Unterstützung für das zusammenschrumpfende Deutschtum in Ungarn. (S. 5)

Schließlich beauftragten die am Auslandsdeutschtum interessierten Kreise im Reich Karl von Loesch, den Präsidenten des Deutschen Schutzbunds, sich in Ungarn direkt über Bleyer zu informieren. Er gibt darüber am 29. Juni 1921 einen Bericht, aus dem Tilkovszky folgende Sätze zitiert: »Bleyer ist zweifellos ein zwielichtiger Charakter (so urteilt der Deutschnationale!), aber er hat sich im Laufe des vergangenen Jahres langsam, dann immer stärker, zu einem Deutschen zurückentwickelt. Heute ist sein Ehrgeiz, der Führer des Deutschtums Ungarns zu werden... Nur der Schwabe Bleyer kann die Schwaben führen. Weder die siebenbürgisch-sächsische Kanzlei

von Jekel und Teutsch noch der radikalere Gündisch, den die ungarische Regierung keinesfalls tolerieren wird.¹¹⁾ Die Deutschen können auf eine entsprechende Entfaltung nur im Einvernehmen mit der ungarischen Regierung hoffen.« Dann merkt er kritisch über Bleyers »übertriebenen Antisemitismus« an, »er mache die Juden zu den größten Feinden der Deutschen, was vielleicht nicht unbedingt nötig wäre.« Loesch versteht die Notwendigkeit, »daß die Ungarndeutschen auf dem Standpunkt des ungarischen Patriotismus stehen« und empfiehlt eine »enge Zusammenarbeit zwischen den entsprechenden reichsdeutschen Kreisen und Ungarn auf dem Gebiet des Minderheitenschutzes, an dem die Ungarn interessiert sind. Auf diesem Wege kann man sie langsam und auf allerlei Umwegen dazu bringen, die bisher begangenen Fehler gutzumachen.« (S. 6-8)

Einen Hinweis auf den Zeitpunkt der Versöhnung zwischen Bleyer und Gündisch gibt ein Bericht des Gesandten Fürstenberg über die Wahlvorbereitungen vom 16. März 1922, in dem er mitteilt, daß Gündisch auf der Regierungsliste, Bleyer als Kandidat seiner deutschen Integritätspartei auftritt, und dazu bemerkt: »Weder Gündisch noch Bleyer wollen eine Unterbrechung ihrer schon mehr als ein Jahr bestehenden Übereinstimmung, eine Wiederbelebung ihrer Gegensätze.« (S. 11)

Volksgruppenpolitiker treffen sich

Weiter berichtet Tilkovszky, daß »Bleyerék«—dieser Ausdruck taucht jetzt häufig auf und verschleiert, wer konkret gemeint ist — Anfang Juni 1922 an der Konferenz der Völkerbundligen in Prag teilnahmen. Diese freien Vereinigungen zur Förderung der Völkerbundidee haben von Anfang an den Nationalitätenvertretern Raum gegeben und werden später auf den Nationalitätenkongressen wegen ihres Verständnisses immer wieder gelobt. So ist es nicht verwunderlich, daß sich dort Verbindungen mit den Führern der deutschen Volksgruppen der Nachfolgestaaten von selbst ergaben. Nach Tilkovszky (S. 13) »vereinbaren sie eine Taktik gemeinsamen Druckes auf die ungarische Regierung: Zusammenarbeit der deutschen mit den magyarschen Minderheiten kann diesselbe nur nach Entgegenkommen gegen die Deutschen in Ungarn hoffen.« Tilkovszky dazu: »Damit beschriften Bleyerék einen Weg, der Ursache für unvergleichlich größere Empörung wurde als der Ausbau ihrer Verbindungen mit Deutschland.« Zeitgenössische Quellen über diese Empörung kann er allerdings nicht anführen.

Dieser Absatz bedarf einiger Präzisierungen. Man wird den Verdacht nicht los, daß da, wo Tilkovszky von »Bleyerék« schreibt, dieser selbst gar nicht dabei war. Es ist unwahrscheinlich, daß eine ganze Gruppe nach Prag fuhr. Vermutlich war es Gündisch, der jedenfalls später konsequent als ungarndeutscher Vertreter — übrigens im guten Einvernehmen mit der Regierung — bei solchen Treffen auftritt. So war es auch, als auf die Initiative von Brandsch und dem Balten A m m e n d e Vertreter der deutschen Volksgruppen sich im Oktober desselben Jahres in Wien trafen und die Gründung ihres Verbandes vorbereiteten.¹²⁾

Der andere Mangel bei Tilkovszky ist, daß er — selbst wo es um internationale Fragen geht — seinen ungarischen Horizont nicht erweitert. So entsteht der Eindruck, als hätte die Initiative für die Vereinbarung allein bei Bleyer oder seinem Vertreter gelegen oder als wäre er die alleinige Ursache für jene konsequente Verweigerung der Zusammenarbeit, die für die ungarische Politik so ärgerlich war. Nun, dessen bedurfte es sicher nicht. Man war in Prag, Preßburg, Hermannstadt, Temeschburg, Werschetz und Neusatz auch ohne Bleyer genau über die Lage in Ungarn unterrichtet, kannte die Methoden der ungarischen Nationalitätenpolitik aus eigener, erst seit vier Jahren abgebrochener Erfahrung, hat aber in dieser kurzen Zeit bereits — oft überrascht — feststellen können, daß die neuen Staaten den Deutschen weitgehend entgegenkamen, freilich in der Absicht, die für sie — mit Ausnahme der CSR — ungefährlicheren Deutschen gegen die irredentistischen Magyaren auszuspielen. So ist in Prag kaum wesentlich neues vereinbart worden, man hat sich bei diesem ersten Wiederbegegnen wohl schnell auf dieser sich von selbst ergebenden Ebene gefunden.

Eine Denkschrift des Gesandten

Wenn nun »Bleyerék« offensichtlich unmittelbar danach mit dem deutschen Gesandten ein langes Gespräch führten, das dieser in einen umfangreichen Bericht an das Auswärtige Amt faßt, dem er die anspruchsvolle Überschrift gibt: »Das Deutschtum in Ungarn und seine Forderungen. Ein Minderheitenschutzprogramm für die deutsche Außenpolitik.« (S. 13-16), so hängt dies unverkennbar mit dem in Prag erweiterten Gesichtskreis zusammen. Es ist aufgrund des von Tilkovszky Angeführten nicht festzustellen, was wirklich dem Gesandten vorgetragen, was seine eigene Meinung ist, sowie auch, ob Bleyer selber oder wieder etwa Gündisch, dessen Handschrift die ganze Gedankenführung eher zeigt, sein ungarndeutscher Gesprächspartner war.

Läßt man das alles in der Schwebe und in der Isolierung von der allgemeinen Entwicklung, so sieht es schließlich so aus, als ob die ganze Minderheitenschutzpolitik der Weimarer Republik von Bleyer ersonnen worden wäre. In Wirklichkeit handelt es sich um Gedankengänge, die in allen Volksgruppen, aber auch in den deutschen Schutzbünden eben damals heranreifen. So etwa, es sei »Ehrensache des deutschen Volkes, seinem um seine Existenz kämpfenden Stammesteil nach Möglichkeit zu helfen«, seine »Pflicht, den Schutz des Ostdeutschtums zu übernehmen.« In diesen Rahmen wird dann die konkrete Bitte der »Führer des ungarländischen Deutschtums« gestellt, »sie sähen keine Möglichkeit, den Kampf um die Erhaltung ihres Volkstums in Ungarn fortzusetzen, wenn sie nicht von außen Hilfe erhalten.« Und nun folgt ein für die rechte Einschätzung der ganzen Aktion wichtiger Satz: »Sie fordern diese Hilfe nicht für eine Irredenta, die Vorkämpfer einer kulturell oder gebietsmäßig expansiven Politik, sondern auf Grund der jetzt verkündeten und in den Friedensverträgen zur

Rechtskraft erhobenen Lehre von der Freiheit und kulturellen Selbständigkeit der nationalen Minderheiten, die losgetrennten Volksteilen das Recht gibt, bei ihrem Stammland eine kulturelle Stütze zu suchen. Nach ihrer Meinung muß man diesen rechtlichen Gedanken in den Vordergrund stellen und mit propagandistischen Mitteln, die aus den Deklarationen der Feinde sowie aus den Beschlüssen des Friedensvertrags zu schöpfen sind, vertreten.« Sie können hier auf das Beispiel der ungarischen Regierung verweisen. Das Folgende klingt doch sehr, als wäre es im Namen aller in Prag Versammelten gesagt: »Sie fordern, daß Deutschland im Interesse des Minderheitenschutzes mit allen Mitteln der Propaganda auftritt.« Es soll sich nicht nur den von Ungarn ergriffenen Initiativen anschließen, sondern »in den Fragen des Minderheitenschutzes die führende Rolle in der europäischen Politik übernehmen.« Wenn Deutschland mit Ungarn gemeinsam das Vorgehen in dieser Frage berät, kommt die Frage des Ungarndeutschtums so ins Gespräch, daß niemand Anstoß nehmen kann.

Es ist aufschlußreich, daß hier schon der Plan eines internationalen Forums zur Beratung der Minderheitenschutzprobleme außerhalb des Völkerbundes auftaucht — man soll in Deutschland freilich schon 1919 davon gesprochen haben. Nach aller bisherigen Kenntnis stammt diese Anregung — neben dem Balten Ammende — von Brandsch. Es ist also anzunehmen, daß er sie in Prag eingebracht hat. Auch die Einbeziehung der Juden ist wohl kaum eine in Ungarn entstandene Idee.

Erste deutsche Demarche

Seit 1920 regierte in Deutschland eine von den Sozialdemokraten tolerierte bürgerliche Minderheitsregierung unter Führung des Zentrums. Von der äußersten Rechten wurde auch sie verfemt. Im August 1921 wurde Finanzminister Erzberger, im Juni 1922, also während der Bericht des Budapester Gesandten unterwegs war, Außenminister Rathenau erschossen. Eindeutig schloß Reichskanzler Wirth seine Gedächtnisrede für ihn mit dem Satz: »Darüber ist kein Zweifel, dieser Feind steht rechts.«¹³⁾ Das sind die Hintergründe der ebenso energischen wie aufschlußreichen Demarche, die derselbe Reichskanzler am 4. August an Bethlen richtet. Er beanstandet, daß Bethlen »die Verbindung der Gömbös-Gruppe, die geradezu die Rolle einer Nebenregierung führt, mit reichsdeutschen militaristischen Kreisen und bayrischen Separatisten duldet, daß diese in Ungarn die Mörder Erzbergers verstecken« — und in diesem Zusammenhang steht nun auch unser Problem —: Er beanstandet schließlich, daß Bethlen in der Minderheitenpolitik »dem schädlichen Einfluß der radikal nationalistischen Gömbös-Gruppe nachgibt. Die deutsche Regierung kann nicht länger mit den Händen im Schoß der Unterdrückung des Ungarndeutschtums zusehen, in welcher Sache das Deutsche Reich logischerweise nur kulturell, nicht politisch oder gar gebietsmäßig interessiert ist.« (S. 16-17)

Sicher hatte auf diesen Text ein Vorentwurf von Staatssekretär H e m m e r Einfluß, der auf die beschränkte Handlungsfähigkeit der Regierung Bethlen hinwies und es »nicht zuletzt im Interesse des Ungarndeutschums für notwendig hielt, Gömbös und seine reaktionären, militaristischen Freunde in Deutschland im Zaum zu halten, die unter Ausschaltung der ungarndeutschen Interessen sich miteinander verbünden und ihre Pläne schmieden... Man muß die ungarische Öffentlichkeit davon überzeugen, daß die politische Gruppe in Deutschland, auf die Gömbös baut, in der deutschen Politik überhaupt keine maßgebliche Rolle spielt und auch in Zukunft — Welch verhängnisvoller Irrtum! — nicht spielen wird.«

Bethlen ging auf die Note auffallend entgegenkommend ein, ja er beklagt sich selbst über den »Druck des chauvinistischen Flügels der Einheitspartei«, gibt aber über die Lage der Deutschen einen geschönten Bericht.

Besuch beim Reichskanzler

So ist es verständlich, daß Bleyer darauf ausging, selbst einen glaubwürdigen Lagebericht zu geben. Er reiste noch im August nach Deutschland und Tilkovszky entnimmt einer im Bundesarchiv gefundenen späteren Aufzeichnung vom 12. Dezember 1923, daß auch der Reichskanzler ihn empfangen habe, und fügt hinzu: »Das war der erste Fall, daß zwischen dem deutschen Regierungschef und dem Führer der nationalistischen Bewegung der ungarndeutschen Minderheit im Geheimen eine unmittelbare persönliche Fühlungnahme zustandekam.

Das ist wieder einer jener typischen Kommentare, durch die ein sachlich richtiger Tatbestand in das Zwielicht verbotenen Handelns gerückt wird. Zunächst muß gesagt werden, daß auch Tilkovszky weitere solche »Fälle« bisher nicht aufzudecken vermochte — warum also »der erste«?

War es einem ungarischen Bürger verboten, mit einem fremden Regierungschef zu reden? Hat der ungarische Ministerpräsident nie »im Geheimen« die führenden ungarischen Minderheitspolitiker der CSR, Rumäniens und Jugoslawiens gesprochen? Ist ein solches Gespräch an sich schon ein staatsfeindlicher Akt oder kommt es nicht darauf an, was dabei gesprochen wird? Ist es nicht ein großer Unterschied, ob ein solches Gespräch mit einem feindlichen oder einem befreundeten Staatsmann geführt wird? Und wie verhält sich eine solche Fühlungnahme zu den obskuren Kontakten von Gömbös und Genossen? Und warum »im Geheimen«? Fällt das nicht auf die Regierungen zurück, wenn sie selbstverständliche bürgerliche Freiheiten wie Verbrechen behandeln — übrigens tat die damalige ungarische Regierung das gar nicht — wenn Bürger auch das durchaus Berechtigte im Geheimen tun müssen? Oder mußte es mehr wegen der chauvinistischen öffentlichen Meinung vertraulich bleiben? Und schließlich: War es überhaupt so geheim?

Denn unmittelbar danach schrieb Tilkovszky, daß die ungarische Regierung — »offensichtlich in einer gewissen Kenntnis von Bleyers Schritten in Deutschland« — die deutsche Regierung in ihrer Antwort am 28. August aufforderte, sie solle »den Einflüsterungen ehrgeizkranker Einzelner wie Bleyer keine besondere Bedeutung beimessen« und aufgrund der Äußerungen unvoreingenommener Personen urteilen. Aber dem folgen nicht etwa rechtliche Schritte gegen Bleyer, sondern daß Bethlen dem Gesandten sein Bedauern über den Ausfall gegen Bleyer ausspricht und die Schuld einem Beamten gibt, der unter dem Einfluß von Gömbös steht.

Nach Tilkovszky ist nun auch die schon erwähnte Wiener Konferenz »geheim« — er kann offenbar geheim und vertraulich nicht unterscheiden, denn das Ergebnis ist ja eine öffentliche Tagung der deutschen Volksgruppen in Europa mit der Gründung ihres Verbandes im Juni darauf. Und Gündisch bittet sofort um eine Audienz bei Bethlen, um ihn über die Minderheitenrechte in den Nachfolgestaaten — also über das, was er in Wien erfahren hat — zu informieren. Die Audienz kommt freilich erst zustande, als der designierte Reichskanzler Cuno Bethlen entschieden auf die Lage der Ungarndeutschen anspricht.

Die außenpolitische Seite

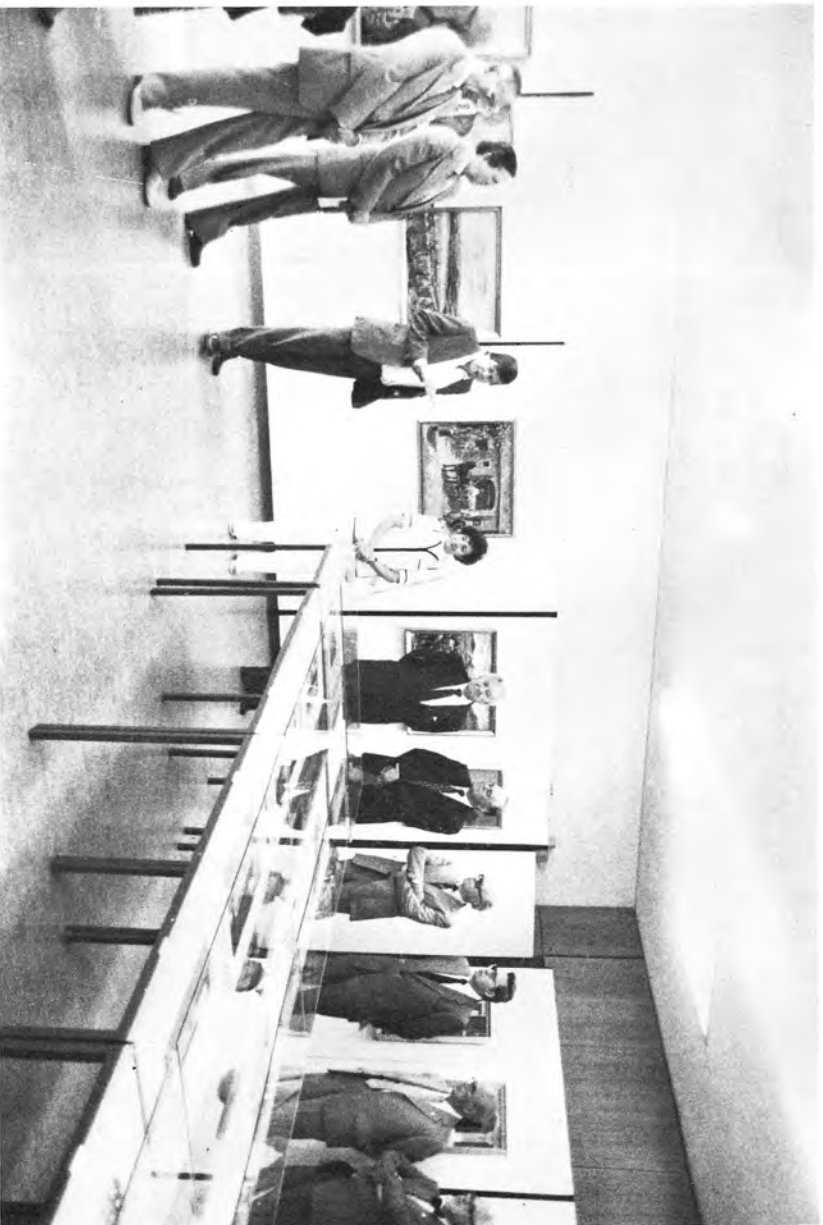
Objektiv berichtet Tilkovszky über eine Diskussion Bleyers in der Ungarischen Außenpolitischen Gesellschaft am 7. Februar 1923. Damals wurde es offenbar als ziemlich selbstverständlich angenommen, daß die Nationalitätenprobleme auch eine außenpolitische Seite haben. Bethlen gebrauchte das selbstbewußte Wort von der »rein inneren Angelegenheit Ungarns« nicht, sondern war sehr bestrebt, die Reichsregierung für seine Minderheitenpolitik einzunehmen. So läßt er diese durch einen früheren Minister über seine Pläne im voraus informieren. Man erkennt den Fortschritt an, zweifelt aber in Berlin, »wie weit sich die Pläne angesichts des Übergewichts des chauvinistischen Flügels der Regierungspartei verwirklichen lassen.« (S. 29) Der ungarische Gesandte in Berlin aber versichert, Ungarn sei »vollkommen einverstanden, daß die mit Minderheitenfragen befaßten deutschen Verbände mit entsprechenden ungarndeutschen Kreisen Verbindung suchen und aufrechterhalten, mit der Einschränkung, daß diese nicht zur Verleugnung des ungarischen Nationalstaats führen.« (S. 36)

Bethlen bespricht mit dem deutschen Gesandten offen seine innenpolitischen Probleme, nennt es eine Katastrophe, wenn die Clique Gömbös-Héjjás-Prónay an die Regierung käme, die er »politische Analphabeten« nennt, »die nichts gelernt haben und auch in Zukunft nichts lernen werden.« (S. 32)

In diesem Zusammenhang steht es, daß Bleyer und Gündisch sich im März 1923 direkt in einem Memorandum an die Reichsregierung wenden, in dem sie im Grunde nur mit einer Menge konkreter Fälle bestätigen, was man in Berlin sowieso weiß, nämlich, daß »die ungarische Regierung nach außen



Elisabeth Bayer-Szirmay:
Klara Mayer in Volkstracht von Farkasgyepü / Wirtshäusl



Der städt. Kulturamtsleiter von Sindelfingen, Dieter Hülle, eröffnet die Ausstellung der ungarndeutschen Malerin Frau Elisabeth Bayer-Szirmay (Mitte); von rechts die Landsteuere Wolf, Brückner, Binder, Dr. Sauter, Reck und Dr. Ginder.

Versprechungen macht, innen aber nicht gegen die wachsende chauvinistische Intoleranz der Beamten auftritt.« (S. 29)

Gesetz oder Verordnung?

Am 8. Mai 1923 kommt es endlich zu den Vorgesprächen, an denen unter dem Vorsitz von Unterrichtsminister Klebelsberg Bleyer, Gündisch, Steuer, Wild, Gratz und Bonitz teilnehmen. Neu ist bei Tilkovszky, daß hier die Polemik zwischen Gratz und Bleyer aufbricht, deren Fortsetzung in der Presse Bellér auffand. Gratz schlägt, von Gündisch unterstützt, ein ganz neues liberales Nationalitätengesetz vor, während Bleyer Klebelsbergs Angst vor einer Parlamentsdebatte teilt und sich mit dessen Vorschlag einer bescheidenen Verordnung zufriedengibt. Nur gegen die Elternbefragungen ist er hier wie immer.

Der deutsche Gesandte Welczek ist über diese Haltung empört, da man nun sagen könne, die Ungarndeutschen wollen gar nicht, was die Reichsregierung für sie verlangt. Er weist Bleyer energisch zurecht und fordert ihn auf, seine Stellungnahme zu revidieren und Klebelsberg zu sagen, er müsse doch um ein Gesetz mit einer klaren Durchführungsverordnung bitten, »daß ihr Sinn nicht der Einsichtigkeit einzelner Obergespane oder Stuhlrichter überlassen bleibt.«

Ja er verlangt, daß »die Gesandtschaft die bisherigen Führer des Ungarndeutschums zielstrebig anleiten muß und sie sich dieser Anleitung auf keinen Fall entziehen dürfen.« (S. 38)

Allerdings erfahren wir nicht, wie Bleyer darauf reagierte. Es heißt nur, er habe den Gesandten um Geduld gebeten (S. 39). Jedenfalls blieb es bei der Verordnung und auch als sie erschien, verhielt er sich nicht anders als im Vorgespräch.

Der Volksbildungsverein

Schließlich erfahren wir von Tilkovszky Details über das Gerangel um die Leitung des nun endlich in Aussicht genommenen Kulturvereins. Bethlen wollte Bleyer zunächst ganz ausschließen. Hier aber protestierte der Gesandte und drückte Bleyer als geschäftsführenden Vizepräsidenten durch. Daß die Gesandtschaft keinen Einwand gegen Gratz erhob, basiert auf der Sympathie, die dieser sich durch seine radikalere Forderung geschaffen habe. Diese ehrliche Darstellung zeigt, daß nicht einmal der beschränkt handlungsfähige UDV (Ungarländischer Deutscher Volksbildungsverein) ohne energische Interventionen der deutschen Gesandtschaft zustandekam. Wenn Tilkovszky die Absicht hatte, zu enthüllen, wie stark schon die damalige Reichsregierung sich für das Ungarndeutschtum einsetzte und wie enge Kontakte Bleyer schon damals zum offiziellen Deutschen Reich hatte, so ist ihm dieses zweifellos gelungen und zwingt uns, manches anders zu sehen. Es ist ihm aber ungewollt auch gelungen, nachzuweisen, wie schon damals auch schon die bescheidensten Zugeständnisse der ungarischen Regie-

rung nicht, wie wir bisher noch glaubten, aus eigener Einsicht, sondern nur auf massiven Druck von außen zustandekamen. In einer anderen, im Folgenden besprochenen Schrift bringt er ein Zitat des Innenministers Keresztes-Fischer, das das unverblümt zugibt: »Seinerzeit inaugurierte Bethlen unter starkem deutschem Druck und unter der Wirkung von Angriffen beim Völkerbund die Volksschultypen.« (s. dort—1932-33 — S. 447)

Diese ganze von Schwind nur sehr kurz überflogene Zeit steht jetzt wesentlich plastischer und dramatischer, aber auch mit neuen Akzenten vor uns. Hier kehren wir wieder zu Bellér zurück.

Nicht uninteressant ist der von ihm zitierte Wortlaut der Antrittsrede von Gratz, die Schwind (S. 101) nur kurz zusammenfaßt, wobei gerade der problematisierende Satz unter den Tisch fällt. Nach Bellér (S. 282) sagte Gratz: »Wenn wir unter Deutschtum im Sinne der alten Auffassung Bleyers das Deutsch-Ungartum verstehen, das die Harmonie des ererbten deutschen Wesens und der durch die ungarische Umgebung entstandenen Gemütslage verkündet, ist die Treue zum Vaterland und zum Deutschtum zweifellos vereinbar. Wenn sich aber der kategorische Imperativ der Treue aufs Gesamtdeutschtum bezieht, kann auch Spannung, ja ein einander ausschließender Gegensatz aus der Forderung der doppelten Treue entstehen. Der Begriff der politischen ungarischen Nation schließt aber jede Auffassung aus, die die Unterordnung des Ungarndeutschtums unter das Gesamtdeutschtum verkündet.«

Nicht zu Unrecht zieht Bellér hier sogleich die Linie bis zu späteren Polemiken zwischen Gratz und Gündisch 1936-38 aus. Er erkennt klar, daß mit diesen Sätzen eine grundsätzliche Weichenstellung vorgenommen war. Nach ihren Worten waren damals alle auf diese Linie eingeschworen. Bleyer lehnte sowohl wirtschaftlichen wie nationalen Kampf gegen das Staatsvolk ab. Und selbst Gündisch geht so weit zu erklären: »Wir wollen in der Verwirklichung aller Ziele zusammenarbeiten, die das ungarische Vaterland sich vorgenommen hat, einschließlich der gesamten nationalen Ziele, soweit, wie das nur der radikalste Chauvinist tun kann.«

Und nun Bellérs Deutung aus der Sicht einer ganz anderen politischen Situation: »Genau bedeutet das Zusammenarbeit mit den herrschenden ungarischen Klassen und sichert die bedingungslose Identifizierung mit den ungarischen nationalistischen Zielen einschließlich der Revision. Die sehr berechtigte Frage, ob der gegen die Nachbarvölker zugespitzte radikal chauvinistische Standpunkt — von inneren Gesetzen getrieben — sich nicht gelegentlich dem Deutschtum entgegenwendet, bzw. die grundlegenden Rechte des Deutschtums verleugnet, sodaß spontane Reibungen, ja Zusammenstöße zwischen der ungarischen Auffassung, die die endgültige Lösung der deutschen Frage in der Assimilation sieht, und der deutschen Auffassung, die nach Erhaltung des deutschen Volkstums strebt, entstehen können, kam damals keinem in der Sinn.« Darum wirft Bellér die Frage auf,

wie weit diese Erklärungen aufrichtig waren (S. 283). Und er kommt zum abschließenden Urteil, »daß die durch die ungarische nationalistische Regierung in den Nationalitätengebieten geschaffenen und genehmigten Vereine, Einrichtungen, Schulen viel eher politische Werkzeuge der gegenrevolutionären Regierung waren als Organe zur Sicherung des Nationalitätenlebens.« (S. 289) So kam es zum »unauflöslichen Dilemma: ob die Nationalitäten die Regierungspolitik unterstützten oder ihr entgegentraten, war das Ergebnis Beschränkung ihrer Nationalität. Auf den Weg der Demokratie konnten sie nicht finden.« (S. 290)

Daß dank der tiefgreifenden Distanz des heutigen zum damaligen ungarischen System eine solche Beurteilung möglich ist, dürfen wir — bei allen ideologischen Grundsätzen — dankbar zur Kenntnis nehmen. Wir halten es aber für berechtigt, einige Ergänzungen hinzuzufügen:

Zum einen wird aus Bellérs Darstellung klar, was die Wende von einer kämpferischen christlich-deutschen Partei zu einem regierungsabhängigen und sich in diesem Sinne für unpolitisch erklärenden — nach der Regel: Für die Regierung sein ist nicht Politik, nur gegen die Regierung sein ist Politik — bescheidenen Kulturverein bedeutete. Man vergleiche doch Bleyers harte Kritik am liberalistischen System zwei Jahre vorher mit diesen kritiklosen Loyalitätskundgebungen. Darin kommt freilich auch der gefährliche Erfolg zum Ausdruck, den ein bei aller formalen Demokratie im Grunde freiheitötendes Regime zu erzielen vermag. Zwang dieses Regime nicht zu Phrasen, nach deren Aufrichtigkeit man nicht mehr allzustreng fragen durfte, obwohl die Unaufrichtigkeit hier wohl mehr einem Wunschtraum entspringt als einer unehrlichen Absicht? War doch seit damals in Ungarn der Geist wieder auferstanden, den die beißende Kritik des österreichischen Sozialdemokraten Karl Renner schon 1902 traf: »... eine parlamentarische Repräsentation, aber nicht eine Repräsentation des Volkes, den Staat auf Nationalbewußtsein gründen und zugleich das Nationalbewußtsein der Nationalitäten erwürgen, hinter demokratischen Devisen die Aristokratie ein unbegrenzter Meister, Triumph der Freiheit und zugleich Knechtschaft der Mehrheit der Bevölkerung.«¹⁴⁾

Es liegt uns fern, das Problem, das Gratz angeschnitten hat, zu bagatellisieren. In ihm liegt die schicksalhafte Tragik der Volksgruppengeschichte, wahrlich nicht nur der deutschen. Allerdings liegt der deutliche Unterschied zu Bleyer in der Einseitigkeit seiner Sicht. Auch Bleyer kämpfte in seinen ersten Jahren, als es dafür noch Anlaß gegeben haben mag, gegen das, was er hinter Brandsch und seiner Gruppe als »alldeutsche« Richtung zu erkennen glaubt. Er hatte aber damals auch schon bittere Erfahrungen mit hemmungslosen Angriffen magyarischer Chauvinisten gemacht. So war in ihm die Erkenntnis gereift, daß die Politik der magyarischen Rasseschützer, wenn sie sich durchsetzt, die Voraussetzung für die von ihm wie von Gratz so herzenswarm verteidigte ungarisch-deutsche Harmonie zerstören müßte.

Volksgemeinschaft?

Die Grundsatzfrage aber müssen wir in größeren Zusammenhängen betrachten. Es ist ja die Frage: Gesamtdeutsche Volksgemeinschaft oder isolierte spezielle deutschungarische Kultur? Die Frage wurde in jenen Jahren auf den europäischen Nationalitätenkongressen und in der ihnen nahestehenden Zeitschrift »Nation und Staat« vorgetragen und eingehend diskutiert. Schon 1926 schlägt Schiemann dort vor, den Nationalstaatsgedanken zu überwinden, der Minderheiten »die restlose Hingabe an den Staatsgedanken unmöglich macht« und die »nationale Gemeinschaft der Kultur«, die überstaatlich ist, zur Geltung zu bringen. Er sagt dies in Richtung sowohl auf den andersnationalen wie den konnationalen Staat, denn diese Gemeinschaft muß von jeder staatlichen Zielsetzung befreit werden. »Die kulturell freigegebene Minderheit kann Kulturgemeinschaft nicht aufnehmen mit Volksgenossen, deren kulturelle Arbeit staatlich gebunden ist, sonst stellt sie sich einem fremden Staatszweck zur Verfügung.«¹⁵⁾

Gewiß wurde dieser Vortrag zwei Jahre nach der Rede von Gratz gehalten. Er ist aber der Versuch, ein vorhandenes Problem zu lösen — freilich von heute gesehen illusorisch. So einfach ließ sich die Spannung zwischen Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft nicht beheben.

Aber wie war das Problem zum Problem geworden? Jahrhundertlang war der Austausch von Menschen und geistigen Gütern zwischen den deutschen Städten in Ungarn und Deutschland eine Selbstverständlichkeit. Immer wußte jedes schwäbische Bauernkind vom Ofner Bergland bis ins Banat, daß seine Vorfahren aus Deutschland gekommen waren. Und ebenso wußte es, daß es zum selben Volk gehört wie der Kaiser in Wien. Jeder konnte ohne Paß diesen wichtigen Ausstrahlungsort deutscher Kultur nach Südosten besuchen, konnte ohne besondere Genehmigungs- und Anerkennungsformalitäten dort studieren. In vielen Orten Ungarns gab es Garnisone der k.u.k. Armee, deren einheitliche Kommandosprache und Umgangssprache im Offizierskasino deutsch war. Mancher Deutscher aus Ungarn stieg in ihr zu hohen Rängen auf, ohne seinem Volk entfremdet zu werden. Vielfältig war die Industrie mit Österreich und Deutschböhmen verzahnt.

Alle diese engen Beziehungen waren ja erst seit wenigen Jahren durch eine Grenze erschwert. Der Zusammenbruch der Monarchie machte allzu deutlich, wie schnell Staaten zerbrechen können. Von heute auf morgen hatte man eine andere Staatsbürgerschaft, aber man war doch derselbe geblieben: ein Deutscher. Auch wer in seinem alten Rahmen geblieben war, erlebte dies an Verwandten und Freunden, die nun jenseits der neuen Grenzen saßen. Und nicht nur Deutschen ging es so, auch Magyaren, slawischen Gruppen, Juden. Gerade die osteuropäischen Juden, die sich im Unterschied zu denen in Mittel- und Westeuropa als Nationalität bezeichneten, nahmen sehr aktiv an den Debatten der Nationalitätenkongresse teil. Es dauerte nur seine Zeit, bis die grundsätzliche Erörterung dieses Themas die

Selbstisolierung des »ungarischen Globus« durchbrach. Bis dahin konnte man das Süppchen des an sich absurden besonderen deutschungarischen Volkstums kochen, das mit dem Gesamtdeutschtum nichts zu tun habe. Aber auch in der absurdesten Idee steckt ein Wahrheitskern. Der gründliche Schiemann hat auch diesen in seine Überlegungen einbezogen. In einer dritten Arbeit über jene Kongresse schildert Bellér, wie Gündisch, der die Ungarndeutschen auf den Nationalitätenkongressen damals vertrat, diese Gedanken auch in Ungarn zur Diskussion stellte.¹⁶⁾

Gündisch geht von einem Wandel des politischen Denkens in Deutschland aus, der sich in der Außenpolitik Gustav Stresemanns vollendete. Während die Reichsdeutschen vor dem Weltkrieg in der Kategorie der Staatsgemeinschaft dachten und sie das Schicksal des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen im allgemeinen kalt ließ, ist das grundlegende Erlebnis der Nachkriegsgeneration die Volksgemeinschaft. Aber Gündisch sieht darin für die ungarische Staatsgemeinschaft keine Gefahr und kann sich dabei wieder auf Schiemann berufen, »daß bei zusammenlebenden Völkern sich neben der nationalen Kultur auch eine gemeinsame Kultur entfaltet, deren Elemente die Kultur jeden Volkes bereichern.« Und er fährt nun im Blick auf die heimische Situation fort, daß eine solche gemeinsame Kultur in der Monarchie bestand und auch in Ungarn, insbesondere in der ungarisch-deutschen Relation besteht. Dies mache möglich, daß auch die volksbewußte Richtung des vaterländischen Deutschtums der ungarischen Kultur treu bleibe. (Bellér S. 1028)

Jahre später habe ich mich mit Gündisch über dieselbe Frage unterhalten. Wir kamen zum Ergebnis, daß man der Kultur der Andern umso unbefangener, ja liebender begegnen könne, je unangefochtener man in seinem eigenen Volkstum lebe. Nur wer dauernd den anerzogenen Magyaren in der eigenen Brust bekämpfen muß, wird dadurch in eine Abwehrhaltung gegen alles Magyarische gedrängt.

Eigentlich ist das alles eine Selbstverständlichkeit. Es mußte dennoch so ausführlich behandelt werden, um zu zeigen, daß die Gemeinsamkeiten des heimatlichen Raumes zwar eine besondere Spielart deutschen Volkstums schaffen, die mit ihrer Öffnung Brücken bauen und das Ganze bereichern kann, aber keinesfalls die Zugehörigkeit zum Gesamtvolk aufheben.

Bellér geht auf die folgende Diskussion in der ungarischen Zeitschrift ein, in die Gratz — »mit einer unproblematisch rosafarbenen idyllischen Darstellung« (S. 1029) und schließlich auch Bleyer eingriff, der zwar in seiner Sprache, aber dem Sinne nach dasselbe vertritt wie Gündisch, hier aber auch deutlich sagte: »Nur das würde das ungarisch-deutsche Zusammenleben stören, wenn das Magyarentum den staatsübergreifenden Staatsgedanken St. Stefans zu einem Rassedanken schrumpfen ließe und das deutsche Volkstum zu vernichten trachtete, wozu es in der ungarischen Mittelklasse einige Neigung gibt.« (S. 1032)

Hier fügt Bellér eine Episode im Parlament im Frühjahr 1928 ein, wo Bleyer das Wort »eine gewisse Kulturautonomie« gebrauchte, und damit so hef-

tigen Widerspruch, auch von Bethlen, erlebte, daß er sich zu einem völligen Rückzug gezwungen sah. Resigniert urteilt Bellér: »Die ungarische Karriere der Kulturautonomie war damit zu Ende.« (S. 1030)

1930-1931

Diese Jahre behandelt Bellér in einer weiteren Arbeit.¹⁷⁾ Er zeigt, wie in dieser Zeit die Presseangriffe gegen Bleyer und das Ungarndeutschtum immer heftiger wurden. (S. 276, 282 f., 300), aber auch, wie sehr Gratz im UDV die Interessen Bethlens vertrat. Das wird besonders deutlich bei den Verhandlungen vor den Wahlen 1931, da Bleyer jetzt ernsthaft den seit 1922 begrabenen Gedanken einer »Deutschungarischen Volkspartei« wieder verfolgt, den Gratz entschieden ablehnt. Das ist auch bei Schwind genau dargestellt (S. 141) Beachtlich für die innere Entwicklung Bleyers, daß er jetzt zum erstenmal für eine geheimes Wahlrecht eintritt und vor wie nach der Wahl die durch die offene Wahl ermöglichten Methoden des Drucks auf die Wähler geißelt. Richtig merkt Bellér an, daß er damit eins mit der gesamten Opposition ist. Das sozialdemokratische »Népszava« nannte die Wahlen »Terrorwahlen«. (S. 301)

Wichtig ist aus dieser Arbeit noch, was sie über Bethlens Besuch in Berlin und den folgenden Austausch von Memoranden zur Lage des Ungarndeutschtums schreibt. Aus der Ende 1931 in Budapest eingetroffenen Antwort der Reichsregierung bringt Bellér wichtige Sätze: »Die Reichsregierung betrachtet die Minderheitsfrage nicht als Mittel zur Erreichung politischer Ziele. Sie kann sich aber der Erkenntnis nicht verschließen, daß die moderne Nationalitätenbewegung, deren Grundlage der Volkstumsgedanke und das Festhalten an der Volksgemeinschaft ist, sich in ganz Europa im Vormarsch befindet. Das ist jedoch ein rein seelisches Band und steht in keinem Fall im Gegensatz zur Staatstreue.« Und konkret heißt das: »Auch die ungarndeutsche Bewegung ist nicht Ergebnis äußerer Agitation, sondern wuchs auf dem Boden Ungarns unter der Wirkung der Kriegserlebnisse, die den Gedanken der Volksgemeinschaft ins Leben riefen.« Es folgt dann die kritische Analyse, der Bellér das Zeugnis ausstellt, sie sei »zweifellos gründlich und zeige eine umfassende Kenntnis des Problems«. Die ungarische Kritik an Stipendien für ungarndeutsche Studenten wird damit pariert, diese würden dadurch »Kulturvermittler und nicht umstürzlerische Agitatoren«. Wo es jedoch um die tatsächliche, fördernde Rolle der reichsdeutschen Organisationen geht, meint Bellér, diese werde allzusehr verharmlost. (S. 307 f.)

Den vorgesehenen weiteren Verhandlungen hat sich die neue Regierung Károlyi entzogen. Der vom Reich dafür vorgesehene Diplomat Solf konnte nur mit Bleyer reden und »überzeugte ihn von der Notwendigkeit

von Verhandlungen zwischen Berlin und Budapest«. Diese, wenn sie stichhaltig ist, für den weiteren Verlauf der Ereignisse in seinem letzten Lebensjahr aufschlußreiche Aussage übernahm Bellér aus einem Aufsatz von Tilkovszky.¹⁸⁾

Die Krise

Schließlich kommen auch die Jahre 1931-1932 dran, die Bellér als die der Krise bezeichnet.¹⁹⁾ Diese versteht er auch als Bleyers persönliche Krise, die der völlige Stillstand, ja das Beiseiteschieben der Nationalitätenfrage nach Bethlens Rücktritt hervorrief. Bleyers Erkenntnis im Sommer 1932, daß Ungarn die Frage nie von sich aus lösen werde, ist ja zugleich die bittere Einsicht, daß seine 15 Jahre lang verfolgte Politik in eine Sackgasse geführt hat. Daraus kann sich keine andere Folgerung ergeben als die, daß die einzige Hoffnung beim Reich und beim »Gesamtdeutschtum« liegt. Er sieht wohl die Gefahren dieses Weges, aus denen nur ein erfolgreiches Gespräch zwischen Berlin und Budapest herausführen könne. Hier erneut bricht der Gegensatz zu Gratz auf, in dem dessen spätere Analyse den Ursprung für den Bruch im UDV und die Gründung des Volksbundes sah. (S. 487 f.)²⁰⁾ Daß dieser Augenblick der denkbar ungünstigste für die fehlgeschlagenen Angriffe des alten Gegenspielers Gündisch gegen Bleyer war, die zu seiner eigenen Ausschaltung führten, ist verständlich.

Mit besonderer Wärme befaßt sich Bellér mit dem Rücktritt von Gratz am 20. August 1932. Er charakterisiert ihn mit den Worten: »Gratz kam seinerzeit als homo novus und Vertrauensmann der Regierung Bethlen in die deutsche Bewegung. Obwohl er seine deutsche Abstammung gern zugab, ja herausstrich, war er schon eher Ungar als Deutscher. Auch an der Spitze des Vereins war er nicht so sehr als Deutscher, sondern eher als Vermittler zwischen Deutschen und Ungarn tätig. Seine ideologisch-politische Auffassung war gemäßigter als die Bleyers — das verriet er mit seiner Stellungnahme in der Frage der Volksgemeinschaft — in seinen praktischen politischen Schritten aber war er nicht nur besser befähigt, sondern auch geschickter und glücklicher als sein Vizepräsident. Sein Ausscheiden war ein empfindlicher Verlust. Es entzog dem Verein einen Schutzschild, der bisher viele böserartige Angriffe abwehrte.«

Seine Abschiedsrede nennt Bellér ein Vermächtnis. Er analysiert die Entwicklung und stellt als deren Ergebnis resigniert fest, daß die Voraussetzungen, unter denen er sein Amt angetreten habe, nicht mehr bestehen. Darum hält er es für zweckmäßiger, wenn Bleyer die Führung des Deutschtums ganz übernimmt.

Was hat Gratz damit eigentlich gemeint? Bellér deutet seine Rede so: »Diese Vermittlerrolle wurde in dem Augenblick sinnlos und unmöglich, als die ungarische Politik nicht auf dem Wege der Bewahrung des deutschen Volkstums die nationale Einheit festigen und ihre revisionistischen Ziele er-

reichen wollte, sondern durch dessen stufenweise Beseitigung.« (S. 490) Gratz konnte das Steuer verlassen, Bleyer nicht. Er mußte die Krise bis zu seinem Tod durchleiden, die Bellér in seinen abschließenden Sätzen treffend erfaßt: »Bleyer hatte das Vertrauen verloren, daß die ungarische Regierung aus eigenem Antrieb die Nationalitätenfrage lösen werde, vor einem Zusammengehen mit der linken Opposition schreckte ihn seine konservative Grundüberzeugung ab. Demnach hoffte er nur noch auf die Unterstützung des Deutschen Reiches, obwohl er sich über die damit verbundenen Gefahren klar war. Da er auf diese Unterstützung vergeblich wartete, begann unter seiner Politik der Boden wegzurutschen.« (S. 495)

Bellérs beachtliche wissenschaftliche Arbeit straft die Behauptung Lügen, es wäre unter dem heutigen Regime in Ungarn nicht möglich, unsere Geschichte sachlich darzustellen. Es gehört gewiß Mut dazu — und hätte früher noch mehr Mut dazugehört — diese Wahrheiten auszusprechen. Hier kommt Bellé die grundsätzlich kritische Einstellung gegenüber dem System jener Jahre zu Hilfe. Wir haben allen Grund, ihm für seine Arbeitsleistung und seine Mühe um Verstehen und sachliche Wertung geschichtlicher Prozesse hohe Anerkennung auszusprechen.

Tilkovszkys Sicht

Wir wenden uns nun wieder den Arbeiten Tilkovszkys zu.

Die Problematik seiner durchgehend angewandten Terminologie — nationalistisch, radikal — ist schon an anderer Stelle behandelt.²¹⁾ Sie mag ihren Ursprung darin haben, daß Tilkovszky von den letzten Jahren ausgeht und von da her zurückgreift. So projiziert er leicht Erscheinungen der Kriegsjahre in eine Zeit zurück, wo alles noch im Fluß war, und wird dem wirklichen Gang der Entwicklung nicht immer gerecht.

Das eigentliche Problem ist freilich — und das ist auch der Grund, warum wir diese Betrachtung an den Anfang stellen — daß die von ihm gewissenhaft erforschten Tatsachen dauernd im Gegensatz zu seiner wie von fremder Hand hineingeworfenen Terminologie stehen. So wollen wir die Kritik damit bewenden lassen und uns den von ihm gelieferten neuen Erkenntnissen zuwenden. Zugute muß man ihm halten, daß er für die äußerste magyarische Rechte oft das noch schärfere Wort »chauvinistisch« gebraucht. Es würde viel zur Versachlichung beitragen, wenn er einmal seine Terminologie ihrem Sinne nach präzisieren würde.

Tilkovszky setzt mit seiner Spezialstudie genau dort ein, wo Bellér dem Ende zustrebt, nämlich bei der Entwicklung, die im Rücktritt von Gratz kulminierte.²²⁾ Auch er kann nicht bestreiten, daß das Ungeügen der ungarischen Nationalitätenpolitik ein Grund dieses Rücktritts war, legt aber mehr Gewicht auf den Brief Bleyers vom 6. August 1932. Dieser Brief ist die Reaktion auf einen Artikel, in dem Gratz zwar die Volksgemeinschaft ablehnt, und die Vorstellung, mit äußerem Druck könne man mehr erreichen, für eine verhängnisvollen Irrtum erklärt, dann aber im Blick auf die ungarischen

sche öffentliche Meinung für eine der religiösen Toleranz vergleichbare liberale Minderheitenpolitik wirbt.²³⁾

Sehen wir Bleyers Brief in diesem Zusammenhang, dann ist sein Sinn, Gratz zu überzeugen, daß die Voraussetzungen, aus denen dieser seine Schlüsse zieht, nicht mehr stimmen. Ohne den Halt an der großen Volksgemeinschaft ist das Ungarndeutschtum verloren. Ungarn wird von selbst seine Madjarisierungspolitik nie ändern. Darum die einzige Hoffnung Verhandlung zwischen Berlin und Budapest.

Tilkovszky hat diese Arbeit vor der über die Jahre 1921-1924 geschrieben und die dort verwerteten Quellen dabei wohl noch nicht ausgewertet gehabt. Sonst hätte er, wie wir jetzt, über Bleyers Aussage stolpern müssen, er habe von Anfang an — das ist nach wie vor unbestritten — und durch lange Jahre selbst bekannt, daß Ungarn die Frage selbst lösen müsse. Wie verträgt sich das mit der intensiven Zusammenarbeit mit dem Reich damals? Hat er nicht schon, als man ihn zum erstenmal kaltstellen wollte, seine Hoffnung verloren und daraus dieselben praktischen Konsequenzen gezogen wie jetzt? Oder muß man einen Unterschied machen zwischen einer schon damals in Anspruch genommenen gewissen Schützenhilfe aus Berlin, die ja immer freundschaftlich und im Rahmen einer umgreifenden deutsch-ungarischen Interessengemeinschaft erfolgte, und der jetzigen schmerzlichen Einsicht, daß nun Berlin selbst die Hauptverantwortung übernehmen müsse?

Damals ging es um die beiden großen Weichenstellungen: Schule und Kulturverein. Was dann kam, war die Kärnerarbeit mit ihren aufreibenden Kämpfen um jede einzelne Schule, jede einzelne Ortsgruppe. In diese Zwischenzeit fällt aber auch die — zumindest zuerst — von Ungarn wohlwollend betrachtete europäische Organisation der Nationalitäten, fällt die in Deutschland von Stresemann geprägte politische Richtung, die einerseits eine grundsätzliche Verbesserung der Minderheitenrechte, andererseits aber einen Abbau der großen Spannungen in Westeuropa zum Schwerpunkt hatte. In denselben Jahren bildete sich in Ungarn — im Unterschied zu Bethlens frühen Jahren — der selbstbewußtere Standpunkt besonders seiner Nachfolger heraus, der die Frage des Ungarndeutschtums als rein innenpolitisch reklamierte. Freilich flossen immer Unterstützungen aus Deutschland für die Kulturarbeit Bleyers und hat die deutsche Diplomatie die Frage immer wieder ins Gespräch gebracht, aber die Kleinkriege des Alltags mußten wohl nach dem Stand unseres Wissens in Ungarn erstritten werden und nur besonders skandalöse Fälle drangen ins Ausland. Die Atmosphäre in Ungarn aber war die einer immer größeren Einschüchterung — nicht nur der Deutschen.

In diesen Jahren mag Bleyer sich ganz auf das Ringen um die ungarische Öffentlichkeit konzentriert haben, und eben diesen Kampf gibt er jetzt endgültig verloren. Die rassistisch eingestellte Rechte wurde immer stärker, ihre Parolen beherrschten die Gesellschaft. So muß ja auch die Hoffnung auf eine Zeit nationaler Toleranz, die Gratz hegt, Illusion sein.

Die Meinungsverschiedenheiten um die Volksgemeinschaft können keine Rolle gespielt haben, denn sie bestanden seit 1928 und haben die Zusammenarbeit nicht behindert. Hat Bleyers Brief den Rücktritt mit herbeigeführt, dann läßt sich das nur so deuten, daß Gratz sich mit Bleyer über dessen Hinwendung zu einer entscheidenden Hilfe aus Berlin in keinen Streit mehr einlassen, selbst aber seine Hand dazu weder reichen wollte noch konnte.

Die »Deutsche Arbeitsgemeinschaft«

Im Anschluß an diese Generalversammlung berichtet Tilkovszky von einer ersten größeren Tagung der »Deutschen Arbeitsgemeinschaft«, in der Bleyer seine Getreuen sammelte. Tilkovszky nennt diese illegal, (S. 422) bleibt aber den Beweis dafür schuldig. Verboten war es nicht, sich in einem solchen Kreis zusammenzusetzen. Man könnte eher sagen, sie befand sich am Rande der Legalität wie viele Aktionen aller Volksgruppen zu jener Zeit. Ein noch lebender Teilnehmer schreibt mir dazu Folgendes: »Die 'Deutsche Arbeitsgemeinschaft' wurde niemals 'gegründet', sondern kann im besten Fall nur als ein Anhängsel, bzw. als eine höhere Stufe der Kneipen bei den Drei Spatzen in der Ofner Hauptgasse betrachtet werden. Sie war also nach außen hin anonym, um die Herren im Sándor-Palais nicht zu schrecken. Tilkovszky hat sie über Gebühr betont. Allerdings enthielt sie den Kern der späteren Volksdeutschen Kameradschaft. Beide standen illegal in Opposition zur 'legalen' Minderheitenpolitik der Regierung. Hätte Bleyer versucht, der Arbeitsgemeinschaft eine feste Form zu geben, wäre er damit sicher gescheitert, denn 'Regierungsleute' (wie im UDV) sollten darin nichts zu suchen haben.«

Hier ist sicher richtig dargestellt, wie solche Gruppen zustandekamen. Das war dann der bescheidene Ersatz für die nicht zustandgekommene deutsche Partei, man verstand sich wohl auch politisch und war bestrebt, in den Dörfern eine zuverlässige Anhängerschaft zu organisieren. Sie ist für Tilkovszky der Hort der Radikalisierung. Das Wort ist hier nicht unangebracht, muß nur richtig verstanden werden. Es war, wie Bleyer dem deutschen Gesandten darlegte (S. 438), eine »unaufhaltsame Entwicklung«. Nachdem Bleyer selbst am Mißerfolg seines bisherigen Weges verzweifelte, hielt er sich nicht für berechtigt, den Jüngeren Zügel anzulegen, wenn sie energischere — vielleicht auch gewagtere — Schritte suchten. Tilkovszky gibt zu, daß Bleyer auch im Blick auf die so zu erwartenden noch härteren Kämpfe Sorgen hatte, aber eben das drängte ihn, um die Hilfe Deutschlands zu bitten, die die Grundrechte der deutschen Minderheit ohne solche Kämpfe durchsetzen könnte.

Noch ungeklärt ist, wie eng Bleyers Beziehungen zum Verband der Deutschen Volksgruppen in Europa waren, und wie stark der Einfluß desselben auf seine Entwicklung war.

Gömbös — Bleyer — Hitler

Die Gefahr der Radikalisierung drohte aber noch mehr von der anderen Seite. Was die Ungarndeutschen von einer Regierung Gömbös erwarten konnten, steht durch die unverblühten Worte, die Tilkovszky aus früheren Jahren bringt, nun in deutlicherem Licht. Die rasch wechselnden deutschen Regierungen, unter denen Neurath wenigstens außenpolitisch eine gewisse Kontinuität wahrte, haben sich weiter um eine freundschaftliche Regelung bemüht. Aber Gömbös drehte jetzt den Spieß um: Wenn Deutschland früher und auch jetzt Ungarn davon zu überzeugen versuchte, daß eine Besserstellung der Deutschen in Ungarn das Tor für die ersehnte Minderheitenzusammenarbeit in den Staaten der kleinen Entente öffnen würde, liest man jetzt: Die ungarische Regierung ist erst dann zu Besprechungen über ihre deutsche Minderheit bereit, wenn gleichzeitig über jene Zusammenarbeit gesprochen wird. Das »Führer befehl, wir folgen dir« wirft für den faschistoiden Gömbös schon seine Schatten voraus, denn nur mit solchen Methoden hätte die Reichsregierung die auf Tatsachen gestützten Bedenken der Volksgruppen beseitigen können. Ist es zuviel gefolgert, daß Gömbös mit den Regierungen P a p e n und S c h l e i c h e r bewußt die Gespräche hinausschob, weil er seinen alten Freund schon im Kommen sah? Wie hat dieses Kommen auf Bleyer gewirkt? Tilkovszky erklärt kurz und bündig: »Dieses Ergebnis erschütterte die eingefahrenen Geleise der Auffassung und des Verhaltens Bleyers nicht im Geringsten.« (S. 443)

Er führt dazu an, daß die Deutschnationalen, zu denen es Verbindungen gab, mit in der Regierung saßen. Noch war ja offen, ob diese weiter die Spielregeln der Demokratie einhalten werde — die Weichen wurden erst im März gestellt. Daß auch das Zentrum an der Koalition beteiligt gewesen sei, ist ein merkwürdiger Irrtum — wahrscheinlich denkt Tilkovszky hier an den Nationalkatholiken P a p e n. Mit Recht führt er auch an, daß ein Artikel des Parteimanns N o r b e r t G ü r k e in Nation und Staat im Oktober 1932 die Volksgruppen zu beruhigen suchte, daß sich auch die Nationalsozialisten ihres Schutzes annehmen werden. Es müßte dazu bloß ergänzt werden, daß dies die erste Beschäftigung der Zeitschrift mit dem Nationalsozialismus war, zu einer Zeit, als in Deutschland schon alle Zeichen auf Sturm standen. Im Unterschied also zu dem gesinnungsverwandten magyarischen Gömbös-Kreis haben sich die deutschen Volksgruppen bis dahin noch kaum mit dieser innerdeutschen Bewegung befaßt. Tilkovszky gibt selbst zu, daß weder Bleyer noch Hans Otto R o t h noch der Geschäftsführer des Verbands der Deutschen Volksgruppen H a s e l b l a t t Verbindungen zur Partei hatten. (S. 448)

Wenn er nun, gleichsam als Beleg, daß Bleyer sich nicht erschüttern ließ, anführt, daß er am schicksalsträchtigen 30. Januar 1933 in einem Brief an Hans Otto Roth es seine Hauptsorge nannte, eine offene Stellungnahme des magyarischen Nationalismus zu erzwingen, und den gegenwärtigen Zu-

stand so mörderisch nannte, daß es länger als ein halbes Jahr so nicht weitergehen könne, dann ist das, was in ihm nicht erschüttert wurde, sein Pessimismus. Er brach jedenfalls nicht in den Freudenschrei aus: Jetzt sind wir gerettet! Im Gegenteil, seine Angst steigt. Sein eigentliches Echo zitiert Tilkovszky aus einem andern Brief an Roth vom 17.3. nach Schwind: »Wir sind in der Gefahr, ein zweites Südtirol zu werden.« Aber es ist völlig unsachlich, wenn Tilkovszky das so versteht, es sei dabei um das »Zurückpfeifen des Radikalismus der dortigen deutschen Minderheitenbewegung« gegangen. (S. 446)

Vom Schicksal der Südtiroler unter dem Faschismus hat er offenbar keine Ahnung. Er könnte hier einiges von den damaligen österreichischen Sozialdemokraten lernen.

Der 9. Mai 1933

Die turbulente Parlamentsdebatte im Anschluß an Bleyers Rede am 9. Mai 1933 bringt Tilkovszky ohne Kommentar, mit einer Ausnahme, wenn er Pintér's Behauptung, Bleyer sei der Volksgemeinschaftsbewegung »zum Opfer gefallen«, richtig nennt. In Wirklichkeit hat Bleyer immer so gedacht und sich darum in dieser Bewegung wiedererkannt, sich aber dadurch nicht im geringsten in seiner Treue zu Ungarn irritiert gefühlt, während Pintér die künstliche Konstruktion einer völlig eigenen, von der Kultur Deutschlands ganz verschiedenen Kultur des Ungarndeutchtums braucht, um diesen Gedanken zu widerlegen.

Die Widersprüchlichkeit der ganzen Debatte besteht allerdings darin, daß sich der Antinationalsozialismus der ungarischen Liberalen und Linksnationalisten an Bleyer austobt statt am eigenen Ministerpräsidenten, der schon dieser Zwickmühle wegen eine vermittelnde Haltung einnehmen muß, sowenig er Bleyer mochte.

Richtig ist, daß Bleyers Rede dem Ziel entsprach, den magyarischen Nationalismus zu einer offenen Stellungnahme zu zwingen. Ob der damals schon abgesprochene Besuch bei Rudolf Hess Bleyers Ton beeinflusst hat, läßt sich weder beweisen noch widerlegen, da es darüber keinerlei Aufzeichnung gibt. Die Vermutung sprach übrigens schon damals der ungarische Geschäftsträger in Berlin Wettstein aus, der aber dabei zugibt, Bleyer habe seit der Machtergreifung des Nationalsozialismus bei den zuständigen Kreisen im Reich ein herabgemindertes Interesse erfahren. (S. 457)

Besuch bei Hess

Über den Besuch selbst kann auch Tilkovszky nur auf Bleyers eigenen Bericht zurückgreifen.²⁷⁾ Auch hier sind es nur eingeflossene Nebenbemerkungen, die wir wissenschaftlich beanstanden müssen. So: »Die jungen Radikalen redeten ihm dazu kraftvoll zu«, übernommen vom zwielichtigen Redaktionsmitglied des Völkischen Beobachters Hollósi-Holländer, der im Grunde die Haltung des magyarischen Nationalismus vertrat. Das soll

so klingen, als wären diese Jungen bereits begeisterte Nationalsozialisten und möchten Bleyer auch zu einem solchen machen, als hätte er diese Verbindung gesucht, um jene Bewegung auch ins ungarndeutsche Volk zu tragen. Das ist aber historisch falsch. Im Gegenteil, die bekanntgewordenen Tatsachen zeigen, daß Bleyer eher umgekehrt die neue Reichsregierung, bzw. die sie tragende Partei, davon abbringen wollte, das Ungarndeutschtum der Freundschaft und weltanschaulichen Gemeinschaft zu Gömbös zu opfern. Daß das nicht unbegründet war, zeigt, daß Rosenber, der Ideologe der NSDAP, auf eine ungarische Beschwerde den VDA und seinen »Reichsführer« Steinacher energisch verwarnte, im ganzen Zusammenhang Ungarn nicht anzugreifen. (S. 459)

Daß dieses Gespräch nur »im Geheimen« vorbereitet werden konnte, kann nur anprangern, wer vor der Schwere politischer Gewissensentscheidungen die Augen verschließt. Wir wollen diesen Schritt Bleyers weder verteidigen noch verurteilen, wir können ihm aber unser mit seiner inneren Not fühlendes Verständnis nicht verweigern.

Zum Besuch selbst die wichtigsten Auszüge aus seinem eigenen Bericht: Wir sprachen über zwei Themen, über das deutsch-ungarische Verhältnis im allgemeinen und die Frage des ungarländischen Deutschtums. Außerdem erhob ich Einwände gegen Hollósi-Holländer. Es folgt dann eine Wiederholung seiner alten Stellungnahme mit der Aktualisierung, daß man das Problem des Ungarndeutschtums auch in die neue Ordnung des allgemeinen Verhältnisses einbeziehen müsse.

Bleyer berichtet hier dem deutschen Gesandten, was er Gömbös auf dessen Frage über jenen Besuch gesagt hat. Gömbös verteidigte Hollósi, daß er ungarische Interessen vertritt. Dann erklärte er, Bleyer möge ihn immer vor seinen Verhandlungen in Deutschland informieren. Da dazwischen auch Gömbös Hitler besucht hat, ist auch davon die Rede. Er hat Hitler gesagt, daß die Frage des Ungarndeutschtums eine innenpolitische ist, über die er nur mit dem Ungarndeutschtum Verhandlungen führen kann. Dann folgen die alten Beschwerden gegen deutsche Touristen und gegen die Haltung der deutschen Volksgruppen. Hier wendet Bleyer ein, wenn er wünscht, daß Hitler auf das Deutschtum in den Nachfolgestaaten Einfluß ausübe, kann er nicht wünschen, daß die Frage des Ungarndeutschtums als rein innenpolitische gesehen werde. Darauf antwortet er, daß er die Gebiete, die zum alten Ungarn gehörten, als historischen ungarischen Boden betrachte und das auch Hitler gesagt habe.

Am selben Tag erhielt die Gesandtschaft eine Weisung des Auswärtigen Amtes für Bleyer: Die Reichsregierung wird die kulturellen Wünsche der ungarndeutschen Volksgruppe auch in der Zukunft durch freundschaftliche Einwirkung auf die ungarische Regierung unterstützen, es ist ihr aber nicht möglich, Druck auszuüben. Darum wäre es nicht wünschenswert, wenn das Ungarndeutschtum mit der ungarischen Regierung und öffentlichen Meinung in einen scharfen Gegensatz käme. Daher würden wir es für zweck-

mäßig halten, wenn Bleyer in seiner weiteren Tätigkeit diesen Gesichtspunkt vor Augen halten würde. Zugleich soll er unseres vollen Vertrauens versichert werden.²⁵⁾

Es blieb Bleyer nicht mehr Zeit, diesen delphischen Spruch ins Konkrete zu übersetzen, da er wenige Monate darauf aus seinem kämpferischen Leben abgerufen wurde.

Fußnoten

- 1) A magyarországi németek rövid története. Budapest 1981 (Kurze Geschichte der Deutschen in Ungarn.)
- 2) In seiner nachfolgenden Studie schreibt Bellér, daß Gömbös und Bethlen schon 1921/22 durch einen entsandten Vertrauensmann Verbindung mit Kahr, Ludendorff und anderen Vertretern der äußersten Rechten in Deutschland aufnahmen. s.d.S. 216
- 3) Az ellenforradalom nemzetiségi politikájának kialakulása. (Die Formierung der Nationalitätenpolitik der Gegenrevolution.) Budapest 1975
- 4) Neue Post 26.11.1919
- 5) Hedwig Schwind: Jakob Bleyer. München 1960 S. 90, Bellér S. 141.
- 6) Schwind S. 92
- 7) Schwind S. 127
- 8) Sonntagsblatt 25.6.1922, Schwind S. 106, Bellér S. 228
- 9) Pester Lloyd 19.5.1923, Sonntagsblatt 27.5. und 24.6.1923
- 10) Németország és a magyarországi német kisebbség (1921-1924) Századok (Jahrhunderte) 12. Jahrgang 1978/1
- 11) Hier irrte Lösch, s.u.
- 12) Nation und Staat, Okt. 1932 S. 2
- 13) Karl Kupisch: Tradition und Gegenwart, 3. Band: Das Volk. Berlin-Stuttgart 1963, S. 77
- 14) s. Robert Kann: The Multinational Empire. Vol.I,p. 116
- 15) Nationalitätenkongreß 1926, Sitzungsbericht S. 36
- 16) Bellér: Az európai nemzetiségi kongresszusok és Magyarország a kisebbségvédelem rendszerében (1925-1929) (Die europäischen Nationalitätenkongresse und Ungarn im System des Minderheitenschutzes. 1925-1929) Századok 1981/5 — Gündisch: A nemzeti eszme fejlődése a németsejnél. (Die Entwicklung des nationalen Gedankens beim Deutschtum) Magyar Szemle (Ungarische Rundschau) 1928/2
- 17) Az ellenforradalmi rendszer nemzetiségi politikája a válság küszöbén. (Die Nationalitätenpolitik des gegenrevolutionären Systems an der Schwelle der Krise.) Századok 1977/2
- 18) Tilkovszky: A német irredenta és Magyarország. (Die deutsche Irredenta und Ungarn.) Történelmi Szemle (Historische Rundschau) 1970/3
- 19) Az ellenforradalmi rendszer német nemzetiségi politikájának válsága 1931-32. (Die Krise der deutschen Nationalitätenpolitik des gegenrevolutionären Systems 1931-32) Történelmi Szemle 1980/3
- 20) Gratz: Deutschungarische Probleme. Budapest 1938 S. 22 f.
- 21) Deutsche Sozialdemokraten in Ungarn, in diesem Heft.
- 22) Tilkovszky: Törekvések a magyarországi német mozgalom radikálisására 1932-33 (Bestrebungen zur Radikalisierung der deutschen Bewegung in Ungarn 1932-33) Századok 1979/3
- 23) Magyar Szemle Aug. 1932
- 24) A Wilhelmstraße és Magyarország. Német diplomáciai iratok Magyarországról 1933-1944. (Die Wilhelmstraße und Ungarn. Deutsche diplomatische Schriftstücke über Ungarn 1933-1944) Budapest 1968 S. 55-58 (zusammengestellt von Ránki György, Pamlényi Ervin, Tilkovszky Lóránt, Juhász Gyula).
- 25) a.a.O.S. 55

Meine Muttersprache

Deutsche Sprache, du meine Muttersprache
in der ich einst gelullt den ersten Laut,
du bist für mich die allerschönste Sprache
die nur der Schöpfer auf der Welt gebaut.
In dir hat schon zum erstenmal gesungen
die Mutter mir das erste Wiegenlied
schon damals bist zu mir ins Herz gedrungen
und bists, die mir dort fortan weiter blüht.

Als ich gelernt die ersten Worte lallen
aus meiner teuren guten Mutter Mund,
und später hört nur deutsche Lieder schallen
tat sich erst recht mir deine Schönheit kund.
Bist mir so heilig, meine Muttersprache,
und stimmst die Seele mir so froh und reich,
schön klingen wohl auch anderer Völker Sprache
doch dir find ich an Schönheit keine gleich.

Das Schicksal hat als Deutschen mich gekoren
und was auch hier mein Los auf Erden sei,
bleib ich, zu dem die Mutter mich geboren,
doch meiner deutschen Muttersprache treu.
Sie werd ich immer fortan treu bewahren
was mir auch Hartes hier im Leben droht,
verkünde es im Leid wie in Gefahren,
daß ich getreu verbleib in jeder Not.

Georg Fath

Hans Christ

Ich stand am Grabe Jakob Bleyers

Vom Bleyer-Bild der damals jüngeren Generationen

»Die reine Wahrheit kann man weder beschreiben noch darstellen;
man kann sie eigentlich nur beschweigen.«

Joseph Roth

»Es gibt eben immer drei Wahrheiten: Deine, meine und die Richtige.«
Spruch

Als mir die beiden Zitate wieder einmal in den Sinn gekommen sind, überkam mich beinahe Angst, zu dem Thema, das man mir gestellt hat, etwas zu schreiben. Wenn ich diese Angst oder auch Scheu dennoch zu überwinden bestrebt bin, danke ich dies einer Anmerkung des jugendbewegten Hans Blüher, der in Bezug auf die von ihm verfaßte Geschichte des Wandervogels sagte, daß er dieselbe nur SUBJEKTIV zu schreiben bereit sei, denn bei der Darstellung von Bewegungen sei eben nur das Subjektive, also das Selbsterlebte wahr. So erlaube ich mir denn, bewußt gegen einen Grundsatz des Historikers Leopold von Ranke zu verstoßen und mein SELBST nicht auszulöschen, im Gegenteil, mir mein damaliges »Selbst« so gut es nur geht, ins Gedächtnis zu rufen. Auch erinnere ich mich dankbar an meinen theologischen Lehrer Paul Althaus, der mir einmal bei einem Spaziergang erklärte, daß man bei geistigen und politischen Bewegungen jeder Art, und seien sie einem zunächst noch so suspekt, herausfinden müsse, was darin von den sie mittragenden und mitgestaltenden Menschen besonders geliebt werden kann. Was an einer solchen Sache »objektiv wahr« sei, müsse man dann den Historikern überlassen. Nun, geliebt konnte in der volksdeutschen Bewegung sehr vieles werden, wenn sie auch vielen als gefährlich und suspekt gegolten hat, und wenn es heutzutage auch Mühe macht, seine damalige Einstellung und die daraus abgeleitete Aktivität den Nachfahren oder den von Hause aus »Andersgläubigen« verständlich zu machen. Da es also ohnehin unmöglich ist, von den damaligen Generationen und auch von der damals jüngeren Generation verallgemeinernd zu sprechen oder zu schreiben, werde ich mein persönliches Verhältnis zu Ja-



Elisabeth Bayer-Szirmay: Wartende



Jacob Bleyers Grabstein
(Enthüllungsfeier)



kob Bleyer darzustellen versuchen, das heißt: ich werde zunächst etwas mehr von meinem Bleyer-Bild erzählen und bei dem späteren Fortgang der Entwicklung dann auch auf den »Wir-Stil« übergehen. Dann eben, wo die jüngere oder etwas später auch die jüngste Generation schon ausreichend Generations-spezifische Merkmale aufzuweisen hatte. Im übrigen: In jenen Jahren, als Bleyer noch lebte und wirkte, war es noch nicht üblich, von Generationen als bestimmten Zielgruppen zu sprechen. Die deutsche Jugendbewegung, die dieses Problem aufwarf und in Umlauf brachte, hatte im damaligen Rumpfungarn keine oder kaum Spuren hinterlassen.

Frühe Kindheit

Ähnlich wie Jakob Bleyer bin auch ich in einer von der Madjarisierung unberührten Gemeinde geboren. Das Dorf war rein deutsch und rein evangelisch und zählte etwa 1100 Einwohner. Im Unterschied zu den Eltern Bleyers waren die meinen arme Tagelöhner mit einigen Stückchen Feld und eigenem Hause. Die Mutter meiner Mutter war früh Witwe, und so hatten sich Mutter und Tochter recht kümmerlich durchs Leben zu schlagen und wurden auch im Tagelohn von unseren reichen Verwandten ziemlich ausgenutzt. Ich kam am 30. November 1914 zur Welt. Mein Vater starb 1916. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehörten die Vorlesungen meiner Mutter, die von Herbst bis zum Frühjahr allsamstag-abendlich stattfanden. Da sie nach den heutigen Maßstäben betrachtet wunderschön lesen konnte, kamen oft auch die Nachbarsleute und hörten zu. Die Bücher und die Kalender kamen aus Österreich und Deutschland. So hatte ich noch vor Eintritt in die Volksschule eine kindlich-gute Vorstellung von Städte- und Landschaftsnamen aus deutschen Landen. Die Erzählung vom »Glasfrauchen aus dem Thüringer Wald« kann ich heute noch auswendig, weil sie oft am Christabend vorgelesen wurde. Dichternamen wie Franz Resl, Peter Hebel und Fritz Müller-Partenkirchen usw. waren mir schon im Vorschulalter vertraut. Auch mein Vater muß viel gelesen haben, denn in seinem Nachlaß befanden sich noch einige Exemplare einer aus Temeschburg bezogenen Zeitung, deren Titel ich nicht mehr weiß. Ich glaube, sie hieß »Der Freimüthige«, was mit götischer Schnörkelschrift geschrieben war. In den Wintern 1918/19 und 1919/20 hatten wir auch die Spinnstuben der Ledigen und es wurde viel gesungen. Die Burschen sangen die Kriegslieder vom Argonnenwald, vom alten Radetzky, vom Rheinland, in dem ein Städtchen lag und viele andere Lieder, vom Guten Kameraden angefangen bis zur Wacht am Rhein. Auch meine Mutter und Großmutter sangen sehr viel, zweistimmig, und so konnte ich schon ganz gut singen, als ich noch nicht einmal lesen konnte. Als mein Vater, der bei uns einheiratete, auf korrekte Lohnverhältnisse bei Verwandten und anderen drängte, hat dies ihm den Spitznamen »Sozialisten-Paragraph« eingetragen. Das Poetisch-Musische und das So-

ziale sog ich also gleichsam mit der Muttermilch ein. Beides prägte meine frühe Kindheit und auch meine Schul- und Jugendzeit. Bestimmend war es für mein ganzes Leben. Erwähnen möchte ich noch, daß in den Jahren 1919 und 1920 noch Rastelbinder aus dem Böhmischem in unser Dorf kamen. Sie sangen vom »Kaiser Franz Joseph dem Ersten«, der »unser Mittrinker sein« soll und vom »Schimmel«, der verkauft wurde. Da mein Onkel nach Kriegsende bei uns im Hause wohnte und Hilfsförster beim Grafen Apponyi in Ländl war, kamen oft seine Förster-Kollegen zu uns. Mit ihnen sprach selbstverständlich meine Mutter ungarisch, so gut sie es eben konnte. Niemals hörte ich von ihr ein abschätziges Wort über die Ungarn.

Das, was hier etwas ausführlicher geschildert wurde, geschah nicht, um eine Art Deutsch-Sein zu demonstrieren oder um »Gleichgültigere« etwa zu überzeugen. Ebenso wenig wurde »see-lische Harmonie zwischen Schwaben und Madjaren« demonstriert, wenn mit denen ungarisch gesprochen wurde, die zu uns kamen und nicht deutsch konnten. Nie hörte ich von meiner Mutter, daß sie »deutsch« sei und »bleiben wolle«. Es war dies damals bei uns selbstverständlich, wie das Einatmen der Luft oder das Wasser aus unseren Brunnen.

Meine Schulzeit

begann im September 1921, im gleichen Jahr, in dem Jakob Bleyers »Sonn- tagsblatt« erschienen ist. Wir waren im Frühjahr dieses Jahres in das Haus meines Stiefvaters gezogen, bei dem meine Mutter früher Tagelöhnerin war. Er hatte durch die sog. Spanische Krankheit alle seine Familienangehörigen verloren, und so war diese Heirat keine Sache der Liebe, sondern ganz einfach Christenpflicht, wie sie in solchen Fällen ausgeübt und praktiziert werden mußte. Dort setzte sich jedoch das gewohnte Leben in Bezug auf Vorlesen und dem Bezug von deutscher Zeitung fort. Wir bezogen das »Neue Politische Volksblatt« und den »Bauernbund«, die Zeitschrift des bekannten Bauernbundführers aus Bonnhard Béla Bednár. Den Namen Bleyer, um endlich zum Thema zu kommen, hörte ich zum erstenmal im Frühwinter 1922. Meine Mutter las wieder an einem Samstagabend (mein Stiefvater wollte dies auch gerne und pflegte zu sagen: »Lene les halt wieder.«) aus dem Büchlein »Die neue Heimat« von Hans Faul. Dabei hat mich besonders die Einleitung von Bleyer angerührt. Von den Ahnen, die sich mit blutendem zuckendem Herzen von der alten Heimat losgerissen haben, um in das ferne Ungarland zu ziehen, um eine neue Heimat zu suchen, die sie dann schließlich auch fanden. Auch die Mahnung des »Simandlvetter«, daß man acht haben möge auf den Grabstein von Pfarrer Wolf, damit er nicht eines Tages umfalle und niemand mehr wisse, woher wir kamen, bewegte mich.

Das Büchlein wurde vom Nachbarn ausgeliehen wie auch dann das »Sonntagsblatt«. Aus Sparsamkeitsgründen tauschte man zeitweise die Zeitungen. Als einer der Ersten konnte ich in der »Kleinen Schule«, wie man die unteren Klassen und ihren Unterrichtsraum nannte, zusammen lesen. Ich hatte es ja so oft schon gehört. So las ich dann das Bleyer'sche »Sonntagsblatt« soweit ich es halt verstand, quälte die Mutter und den Nachbarn immer wieder um Auskünfte über Worte, die ich noch nicht verstand. Auch die »Neue Heimat« habe ich immer wieder gelesen, von Mal zu Mal besser verstanden, und so manche Stellen kann ich wohl heute noch auswendig. Zu unserer Schule ist noch folgendes zu sagen: Wir lernten zuerst die deutschen Buchstaben mit den dazugehörenden Merk-Erzählungen. Auch das Einmaleins lernten wir zuerst in deutsch, ebenfalls mit Merkversen wie »Achtmal eins ist acht, gib auch auf dich acht« und ähnlich bei allen einstelligen oder Grundzahlen. Auch lernten wir wohl die meisten damals üblichen Kinderlieder deutsch, kaum anders als lebten wir in Deutschland. Unser Lehrer hieß Adolf Schiller, kam aus Preßburg, hatte dort die deutsche evangelische Lehrerpräparandie absolviert. Ich kann mich nur an ein einziges ungarisches Lied erinnern, es war das Lied vom »Bunten Kälbchen«. Auch die Schulgebete waren deutsch. Etwas ungarisch lernten wir dann in der 3. Klasse. Dieses Verhältnis, das meiste Deutsch und nur einiges ungarisch, setzte sich auch in den oberen Klassen (4., 5. und 6.) fort. Wir lernten dann zweistimmig singen, und die meisten damals üblichen deutschen Schullieder haben wir auch gelernt. Auch einige ungarische, doch war das Ungarische in etwa in derselben Relation zum Deutschen wie das Ungarisch-Reden meiner Mutter zum Reden in ihrer Muttersprache. Unser Oberlehrer hieß Heinrich Becht. Er wurde in der evang. deutschen Lehrerpräparandie Oberschützen (Burgenland) ausgebildet. Er war schon recht alt und blieb nur seiner vielen noch relativ jungen Kinder wegen im Dienst. Sein Unterricht war, was Systematik anbetrifft, sehr schwach. Ausnahme das Singen! Aber er erzählte viel über Wien und den Kaiser usw. Unsere Gesamtbildung bezogen wir aus dem »Dicken Deutschen Lesebuch« gedruckt in Ödenburg 1896. Ich besitze es seit einigen Jahren in vergilbtem Zustande wieder. Dort waren die Gedichte von Petöfi, Arany, Vörösmarty usw. in deutscher Schrift gesetzt. Ihre Vornamen in deutscher Sprache: Alexander Petöfi, Johann Kis, Johann Arany und Michael Vörösmarty. Ich wußte lange nicht, daß es diese Gedichte, die ich zum Teil heute noch auswendig kann, eigentlich in ungarischer Sprache auch gibt.

Über die Bevölkerung Ungarns lasen wir auf Seite 200 des »Dicken Deutschen Buches«, daß die Bürger des ungarischen Staates zwar eine Nation seien, der Sprache nach jedoch verschiedenen Nationalitäten angehörten. Gesamtzahl der Einwohner 17,400,000 Seelen. Die Ungarn (= Madjaren) bilden die Hälfte der Gesamtbevölkerung: \approx 8,000,000, Slawen: \approx 5,000,000, Deutsche: \approx 1,800,000. Dann wurde die Zahl der

Rumänen/Walachen, Slowaken, Ruthenen und Russen und schließlich Kroaten und Slowenen aufgeführt. Unter der Überschrift »Das Kaisertum Österreich« steht der Satz »Ungarn bildet im Verein mit den österreichischen Ländern die österreichisch-ungarische Monarchie. Beide Staaten haben einen gemeinsamen Herrscher. Der König von Ungarn ist zugleich Kaiser von Österreich.« In dem gleichen »Lesestück« werden dann die Landschaften Österreichs und auch die einzelnen Kronländer aufgeführt. Alle diese Lesestücke waren in deutscher Sprache gesetzt. Heute, wenn ich in dem erwähnten Buche blättere, fällt mir auf, daß wir nur jene Stücke lesen oder auswendig lernen mußten, die sich auf Ungarn bezogen. Ich erwähnte ja schon, daß dieses Lesebuch erst ab der 4. Klasse benützt wurde. Als ich in diese Klasse ging, schrieb man das Jahr 1924/25 und folgende Jahre. So haben wir natürlich das Lesestück »Verfassungslehre« nicht mehr gelernt oder gelesen, auch nicht die Erdkunde Österreichs und selbstverständlich auch nicht mehr die Kronländer, die es ja nun nicht mehr gab. Erwähnt sei noch, daß wir die Hymne in deutscher Sprache zuerst erlernen mußten. »Gib, o Herr, dem Ungarland / Frohsinn Glück und Segen« usw. Ebenso den »Mahnruf« (Szózat) von Michael Vörösmarty. »Dem Vaterland, o Ungar, halt / Die Treue unbefleckt / Das deine Wiege und dein Grab / dich hegt und pflegt und deckt.« Ungarisch lernten wir erst in der 6. Klasse. Die Geschichte der Reformation Luthers lernten wir ebenfalls deutsch. So wurde man mit Städtenamen wie Speyer, Worms, Augsburg usw. vertraut. Vor allem dann, wenn man wie ich, auch die Lesestücke immer und immer wieder las, die dann — wie erwähnt — nicht mehr gelernt werden mußten. Auch der Konfirmandenunterricht wurde ausschließlich in deutscher Sprache erteilt. Das »Konfirmationsbüchlein zur Stärkung des christlichen Glaubens« wurde 1886 in Bonnhard gedruckt. In gotischer Schrift selbstverständlich. Das Evangelische Gesangbuch ebenfalls in gotischer Schrift 1886 in Ofenpest, Druckerei Koloman Roßa und Frau. Bei der 15. Märzfeier wurde in der Kirche das Lied Nr. 387 gesungen: »Beim holden Namen Vaterland / Erwachen frohe Triebe / ich fühle mich mit ihm verwandt / ich fühle, daß ichs liebe« usw.

Bei der »Märzfeier«, die jeweils am Abend in der Schule abgehalten wurde, trug man A. Petöfis »Es quält mich ein Gedanke viel« oder auch »Auf fürs Vaterland ihr Brüder« (Talpra magyar) vor. Erst später dann auch in ungarischer Sprache. Am Helden Sonntag, der jeweils am letzten Sonntag im Mai begangen wurde, sang man in der Kirche das Lied »Groß ist der Schmerz / Der Tod hat ihn ereilt / Im fernen Feindesland«. Und beim Heldengrab auf dem Friedhof, das zwischen vier Tannenbäumen errichtet war, und auf dem in gotischer Schrift auf dem großen Holzkreuz die Worte »Fürs Vaterland« standen, wurde meistens das bekannte Lied »Morgenrot« von Wilhelm Hauff gesungen. Einige Male auch das Gedicht von Peter Jekel

»Einst war das Dorf erfüllt von Schlachtenliedern / Von Fahنشmuck, Standarten ungezählt / Von Kriegervolk in endlos langen Gliedern / Aus unsern Allerbesten ausgewählt / Zu Felde zog die wackre Schar / Das Vaterland war in Gefahr« deklamiert. Peter Jekel war ein Mitarbeiter Jakob Bleyers. So war dies in meiner Heimatgemeinde Mecknitsch im nördlichsten Zipfel der Branau. Noch einer Sache lassen Sie mich, liebe Leser, Erwähnung tun. Die Schulabschlußfeier, genannt »Examie« fand in jenen Jahren am Sonntagnachmittag in der Kirche im Beisein der ganzen Gemeinde statt. Man wurde gefragt, mußte antworten, um so den Beweis zu erbringen, daß man fleißig gewesen ist. Einige Schüler der oberen Klassen durften auch ein freigewähltes Gedicht »aufsagen«. Ich hatte in der 4. Klasse einen solchen »Examiespruch«. Gefunden hatte ich ihn auf einer bunten Ansichtskarte, die mein Vater aus dem Krieg heimgeschrieben hatte. Ein bärtiger Mann kniete in einer einfachen Dorfkirche vor dem Altar. Dieser Vorgang wurde in einfachen Reimen geschildert, die ich nicht mehr rekonstruieren kann. Nur die letzte Zeile, die mich auch sehr ergriffen hatte, lautete: »Der fromme Beter war der Kaiser.« Weder vom Pfarrer noch vom Lehrer wurde dieser »Examiespruch« beanstandet. Wenn ich nun versuche, mit der Schilderung dieses feierlichen Schulabschlusses der 5. Volksschulklasse eine Art Zwischenbilanz zu ziehen, fällt es mir schwer, die Atmosphäre meiner bis dahin verlaufenden Schulzeit zu charakterisieren.

Was uns die beiden Lehrer an deutscher Sprache, Schrift und Lied vermittelt haben, wurde nicht mit irgendeinem Bekenntnis oder einer Art von »völkischer Einstellung« verbunden, sondern sie taten dies ganz selbstverständlich. Daß dies alles »deutsch« sei habe ich kaum je von ihnen gehört.

Vaterland

Die vaterländische Einstellung war noch weitgehend, vielleicht mehr unbewußt als bewußt, von der k.u.k. Atmosphäre geprägt. Ein letztes Abendrot vom alten Preßburg, welches auch immer so genannt wurde, und von Oberschützen. Man sprach von Ödenburg genauso selbstverständlich wie von Güns, Raab, Fünfkirchen oder Budapest. Nicht ganz so, aber »beinahe so« tat dies auch der Pfarrer, der ein gebürtiger Madjare war, jedoch die evangelische Verpflichtung, jedem Volk das Evangelium in seiner Muttersprache zu verkündigen, ernst nahm, auch in einer Zeit als er immer heftiger gegen den »Volksbildungsverein und seine Hetzer« zu schelten pflegte. So erschien mir das Lesen des »Sonntagsblattes« und des Bleyer'schen Vorwortes in dem Büchlein »Die neue Heimat« in keiner Weise in einem Gegensatz mit dem zu stehen, was ich bisher durch die Lesungen meiner Mutter und durch die fünf Volksschuljahre vernommen hatte. Das, was im

»Sonntagsblatt« und in den »Volksbildungsvereinskalendern« stand, schien mir als die Fortsetzung des bisherigen kindlichen Bildungsstandes ganz selbstverständlich, und ich stellte mir vor, daß dies in allen schwäbisch-deutschen Dörfern wohl so sein müsse und in den ungarischen Schulen anders zu sein habe.

Aus diesem allem stellte sich bei mir auch eine natürlich-kindliche Vaterlandsliebe ein. Meine Mutter hatte ja oft Tränen in den Augen, wenn das schon erwähnte Lied »Beim holden Namen Vaterland, erwachen frohe Triebe« in der Kirche gesungen wurde. Das von Jakob Bleyer gedichtete Schwabenlied, »Gott segne tausendmal dich Ungarnland« konnte ich alsbald auswendig (kann es auch heute noch) und die zweite und dritte Strophe schienen mir ganz im Einklang mit dem allem zu stehen, was ich bis dahin an Eindrücken empfangen hatte.

**»Vom Rhein und Schwarzwald kam der fromme Ahn,
Bracht deutschen Fleiß und Schwabenbrauch,
Durch Sumpf und Wildnis brach sein Mut sich Bahn,
Gesegnet reich von Gottes Hauch.«**

Auch die dritte und letzte Strophe, stand durchaus im Einklang mit den Eindrücken aus Elternhaus, Schule und Kirche.

**»Dem Ahnenerbe bleibt der Enkel treu,
Der Schwabenart, dem deutschen Wort,
Treu auch in jeder Not, von Arglist frei,
Dem Bruder Ungar immerfort.«**

Letztes Schuljahr und Jugendzeit

Es war ein verkürztes Schuljahr, das erst Mitte Oktober 1926 begonnen hat, weil der neue Lehrer erst dann in unser Dorf kommen konnte. Er war ein Kind schwäbisch-bäuerlicher Eltern aus der Schomodei, ein großartiger Pädagoge und Singleiter, aber er repräsentierte doch schon weitgehend jenen Geist, von dem der Schulinspektor in dem Roman »Die Glocken der Heimat« von A. Müller-Guttenbrunn sagte, daß die »neue Schule andere Ziele habe«. Wir mußten nun nach Diktat deutsche und ungarische Aufsätze schreiben, die auch benotet wurden. Ungarisch, selbstverständlich. Nun wurde »Thal« zu »Tal« und »Heimath« zu »Heimat« usw. Man lernte von ihm in beiden Sprachen korrekt schreiben und lesen, wogegen wir zunächst auch garnichts hatten. Bei der Auswahl an ungarischen Gedichten schien es schon problematischer zu werden, und die Schulgebete wurden nun in beiden Sprachen gesprochen. Unterwegs mußten wir diszipliniert paarweise gehen und im Chor die Erwachsenen ungarisch grüßen, was bis dahin in unserem Dorf nicht üblich war. Bei der Schulabschlußfeier, die letzte für

mich, wurden auch schon viele ungarische Gedichte »hergesagt«, doch sie hielten sich noch im Rahmen einer korrekten Doppelsprachigkeit. Einige Jahre später hörte man auch schon das Gedicht »Ich bin ein Madjare, als Madjare bin ich geboren / Madjarisch sprach meine Amme / Madjarisch lernte mich meine Mutter beten« usw. Zu der schon erwähnten korrekten Doppelsprachigkeit gehörte auch, daß er **Heimatkunde** einführte, die wir nach Diktat aufschreiben und auswendig lernen mußten. Aber die ungarische Geschichte hieß jetzt »Történelem« und die großen Helden hießen jetzt nicht mehr »Franz Rakoczi« oder »Gabriel Bethlen« sondern Ferenc und Gábor. Man lernte ungarisch, daß unsere Ahnen durch die Enge von Verecke aus Asien nach Ungarn kamen, in der Heimatkunde jedoch den Satz: »Unsere Voreltern sind aus dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt nach Ungarn gekommen«. Hier haben sich die ersten seelischen Konflikte angekündigt, die einige Jahre später unsere jungen Jahre belasten sollten. Inzwischen war eine Ortsgruppe des »Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins (UDV)« gegründet worden. Nach erfolgtem Stimmbruch ging ich in den »Singverein« und kam somit wieder mit meinem verehrten Lehrer zusammen. Er wurde in jenen Jahren, als sich die Polemik zwischen den Repräsentanten des ungarischen Staates (Dorfintelligenz genannt) und den Mitgliedern des genannten UDV schon merklich zuspitzte, niemals ausfällig, wäre wahrscheinlich mit dabei gewesen, doch er war jung und die Karriere verlangte ihren Preis.

Dorfjugend und Staatsjugendorganisation Levente

Zunächst möchte ich für jüngere und nichtungarndeutsche Leser hier noch einmal anmerken, daß Bezeichnungen wie »Junge Generation« oder Jugend als eigens anzusprechende **Zielgruppe** in jenen Jahren so gut wie unbekannt waren. Man verließ mit dem 12. Lebensjahr die Schule, ging noch hie und da in die Wiederholungsschule und wurde mit jedem Jahre stärker in den Arbeitsprozeß des ländlichen bäuerlichen Lebens eingespannt. Es gab auch noch keine Jugendschutzgesetze, sondern nur die traditionellen Rücksichtnahmen, die jedoch recht verschieden angewandt wurden, je nachdem ob die Eltern reich oder arm waren. Je karger der Lebensunterhalt, umso drückender die Arbeitsbelastungen. Man sagte »Ihr« zu Großeltern, Eltern und älteren Dorfbewohnern, hatte unter ihnen zu schweigen und zu warten, bis man gefragt wurde, und eine eigene Meinung gar zu politischen Vorgängen zu haben, durfte man erst, wenn man verheiratet war. Jugend war dazu da, um so schnell als möglich erwachsen zu werden. Ihre spezifische »Eigenfreiheit« war die Gasse, die Spinnstube, die Gestaltung der Feste wie Kirchweih, Hochzeiten und Fasching. Das Wie war aber auch da weitgehend durch Sitte und Brauchtum geregelt. Bücher und Zeitung lesen wur-

de bestenfalls geduldet. War man reich, war die Toleranzspanne etwas größer. War man arm, wurden Beschäftigungen mit Bildung, Büchern, Zeitungen als ungehörig gescholten.

So waren es bei einem jeden Schulabgangsjahrgang jeweils nur 3 bis 4 von den Burschen, die Anschluß an Fortbildungsmöglichkeiten suchten. Von den zwei Klassen vor mir und den zwei Klassen nach mir hat sich kaum eine für ein Buch oder eine Zeitung interessiert. Bei den Mädchen war die Durchbrechung des Gesetzes »Bauern tun so etwas nicht« noch seltener. Versucht man also dem Verhältnis Jakob Bleyers zur jüngeren Generation auf die Spur zu kommen, dann muß man unterscheiden zwischen den paar Dutzend Studenten und jener kleinen Elite von Bauernburschen und Mädchen, die in den Jahren 1924, dem Gründungsjahr des UDV und 1933, dem Todesjahr Jakob Bleyers zu seinen Getreuen zählten. Man merkte sich einige Namen von denen, die schwache Verse schrieben oder in Berichten über Veranstaltungen des UDV erwähnt wurden. Auch solche, die Rätsel richtig gelöst hatten und mit Büchergeschenken bedacht wurden. Bei Ansprachen der Sekretäre des UDV waren höchstens ein paar junge Leute als eine Art »Zaungäste« anwesend, wie bei anderen Veranstaltungen politischen Charakters auch.

1926 wurde im damaligen Ungarn die Staatsjugendorganisation Levente ins Leben gerufen. Neben der Aufgabe einer vormilitärischen Erziehung zum Zwecke einer Wiederherstellung Großungarns hatte sie auch den Auftrag, die anderssprachigen Nationalitäten Rumpfungarns zu einer einheitlichen Nation zusammenzuschweißen.

Ich selbst mußte noch in den letzten Monaten des 6. Schuljahres allsonntäglich von 14 bis 18 Uhr ausrücken, ausgerüstet mit einem Holzgewehr. Dazu kam auch die Pflicht, in geschlossener Formation den Gottesdienst zu besuchen. Wenn Jakob Bleyer sich in seinem bekannten Aufsatz »Rahels Klage- lied« im Sonntagsblatt vom 20. November 1932 darüber beschwert, daß die Beschäftigung in den Kindergärten der deutschen Dörfer ausschließlich in madjarischer Sprache erfolge, daß die Jungmänner der Levente-Organisation in Gottesdienste geführt werden, in denen Gesang und Predigt in madjarischer Sprache erfolge, so traf dies auf meine Heimatgemeinde nicht zu. In unserem Sommer-Kindergarten (Juli und August) wurden Kinderlieder und Spiele in der Muttersprache gelehrt. Nur vereinzelt auch etwas ungarisch, und wir Jungmänner als Levente nahmen am normalen Gottesdienst in unserer evangelischen Kirche teil, in dem Lied und Predigt deutsch waren wie immer. Die Kommandosprache der Levente war selbstverständlich ungarisch, doch es wurden mehr deutsche als ungarische Lieder gesungen, und die Unterrichts- und Umgangssprache war deutsch. Dies schon darum, weil die Instrukteure kaum ungarisch konnten und wir Jungmänner auch nicht. Immerhin merkte man damals schon bei der Teil-

nahme an den Wettstreiten in anderen Dörfern und in der Bezirkshauptstadt, daß das, was bei uns noch selbstverständlich war, in anderen Dörfern ganz anders ist. Ich selbst mußte aus der offiziellen Zeitschrift der Leventeführung die Aufsätze zur »Politischen Bildung« (so würde man heute sagen) abschreiben, denn die Zeitung mußte nach Gebrauch an andere Orte weitergegeben werden. So armselig war sogar auch diese Ausstattung mit Gedrucktem. So erfuhr ich, mittlerweile ja schon älter und verständiger geworden, daß es bei den Leventen doch in erster Linie darauf ankam, sich an der nationalen Aufgabe Nr. 1, der Assimilation der Nationalitäten zu beteiligen, daß aus all den Völkerschaften Ungarns endlich die eine Nation entstehe, getreu dem Motto: »Was wir durch den Friedensvertrag von Trianon nach außen verloren haben, müssen wir nach innen gewinnen, durch Assimilation.« Diese Madjarisierungs-Kamagne auf breitester Front war durchaus nicht die Marotte einiger Hitzköpfe, sondern an ihr mußten sich Lehrer, Gemeindegretäre (Notare), Levente-Instrukteure, Mühlenkontrolleure, Straßenräumer usw. alle beteiligen. Die Konflikte, die Jakob Bleyer im Parlament und in den Zeitungen zunehmend zu bestehen hatte, hatten also ihre Entsprechung auch in den Dörfern. So vermehrte sich von Jahr zu Jahr auch die Zahl derjenigen unter den Jugendlichen, die nicht mehr nur gelegentliche Zaungäste beim UDV und seinen Veranstaltungen waren, nicht nur die Rätelecke im Sonntagsblatt ansahen, sondern sich auch schon ab und zu deutlicher zu Wort meldeten.

Man ging wenigstens geistig aufeinander zu, lernte sich dann auch bei Musikwettstreit und Schwabenball näher kennen, und so darf ich jetzt nicht mehr nur von »meinem Verhältnis zu Bleyer« sprechen, sondern von dem Verhältnis der damals jüngeren Generation, die sich hauptsächlich aus den Jahrgängen 1913 bis 1916 rekrutierte. Organischer ist wohl selten eine Variante der Jugendbewegung gewachsen.

Fazit

Thesenhaft sei hier aus heutiger Sicht einiges zu den Generationen der damaligen Zeit angemerkt.

1. Jakob Bleyer hatte es bei seinem Eintritt in die volksdeutsche Bewegung Rumpfungarns fast immer mit Jüngeren zu tun, die seine leiblichen Söhne hätten sein können. (Die Periode der Gärung zwischen 1918 und 1921 s. Beitrag von Spiegel-Schmidt, sei hier ausgeklammert; die Zeitgenossen, für die ich aus Mit-Erfahrung zeugen kann, wußten von ihr nichts!) Die aktivsten Mitarbeiter am Sonntagsblatt und im UDV gehörten fast alle den Jahrgängen 1898 bis 1903 an. Ausnahmen bestätigten diese Regel.

2. Ebenso kamen die aktivsten Stützpunkt- und Ortsgruppenleiter des UDV weitgehend aus diesen Jahrgängen. Bleyer war — wie bekannt — Jahrgang 1874. Die wichtigsten Provinz-Akademiker, die sich als aktive Vorkämpfer der volksdeutschen Sache betätigten, waren damals durchaus junge Generation. Das Bleyerbild, welches wir damals jü n g s t e n übernahmen, wurde weitgehend durch diese, um ca. 15 bis 16 Jahre älteren geprägt. Unser Bleyer-Bild entstand **positiv** durch die erwähnten Provinz-Akademiker, **negativ** durch die Verleumdungen, Beschimpfungen und Hetz-Kampagnen der Dorf-Intelligenz und der Gendarmen.

3. Persönlich haben Bleyer nur sehr wenige meiner Generation zu Gesicht bekommen. Er gründete kaum Ortsgruppen, hielt kaum Ansprachen in unseren Dörfern. Die meisten jungen Menschen sahen ihn wohl in seinem Wahlkreis Villány / Wieland, bei Schwabenbällen in Budapest und bei Musikwettstreiten, die aber nur alle zwei Jahre statt fanden. Ich selbst sah ihn nur ein einziges mal beim Musikwettstreit in Tevel / Tolnau im Jahre 1932. Da die Musikwettstreite jeweils an Sonntagen abgehalten wurden, waren der Teilnahme der männlichen Jugend Grenzen gesetzt. Man wurde vom Levente-Dienst nicht freigegeben, ging dann eben ohne Erlaubnis und hatte mit erheblichen Schikanen oder Strafen zu rechnen. Die bereits großjährigen Männer sahen ihn, wenn auch in beschränkter Zahl, bei den alljährlichen Generalversammlungen in Budapest.

Mitglied des UDV konnten ja nur Großjährige (24. Lebensjahr) sein. Wer jünger war, bedurfte der Erlaubnis des Vaters oder Vormundes, die schriftlich vorzulegen bzw. der Beitrittserklärung beizufügen war.

4. Versucht man, sich vorzustellen, daß Jakob Bleyer eine Bestandsaufnahme über die Lage des Deutschtums in Rumpf-Ungarn gemacht hätte, bezogen auf die Zeit zwischen 1924 und 1933, wäre es für ihn wohl sehr schwer gewesen, von einer allgemeinen Situation auszugehen. Zufriedenstellende oder alarmierende Zustände hingen davon ab, ob man in einem evangelischen oder in einem katholischen Dorfe wohnte. Ob man in Westungarn, den Kerngemeinden der Schwäbischen Türkei oder in der Schomodei oder im Bakony ansässig war, schließlich auch davon, ob man junge oder alte Lehrer und Pfarrer hatte.

5. Als langsam die Tuchfühlung zwischen den einzelnen Siedlungsgebieten zustande kam, weniger durch Besuchsmöglichkeiten als durch die Lektüre des Sonntagsblattes, hatte man das Gefühl, daß es in den noch intakten Dörfern um Wahrung ihres kulturellen Besitzstandes ginge, anderen jedoch um dessen Wiedergewinnung. Um zeitgemäße Pflege ging es jedoch allen, zumal etwa um 1932/33 eine Fülle von Problemen auftauchte (Berufsfortbildung, Genossenschafts- und Sozialwesen usw.), welchen ohnehin nicht mehr mit einem »Kulturverein für Großjährige« beizukommen war.

6. Die entscheidenden Jahre für diesen »Gärungsprozeß« waren die erwähnten Jahre 1932 und 1933. Der Aufsatz »Rahels Klagelied« und die

große Rede und Deklaration Bleyers im Mai 1933 leiteten eine Wende ein. — Als wir damals 18 oder 19jährige die Nachricht über den Tod Jakob Bleyers erfuhren, entstand eine Verzweiflung, und was wir dann über sein Begräbnis erfuhren, erinnerte mit heutigen Augen gesehen — an die Schilderung des Begräbnisses von Theodor Herzl in Wien 1904. Bleyer verstarb am 5. Dezember 1933 und wurde am 8. Dezember auf dem Kerepeser Friedhof zu Budapest begraben. Im »Képes Pesti Hirlap« (eine ungarisch geschriebene Illustrierte), die mir unser Kaufmann ausgeliehen hatte, sah ich dann die Bilder, stand damals wenigstens im Geiste am Grabe Jakob Bleyers.

Da es für unsereinen nicht möglich war, nach Budapest zu fahren um an dem Begräbnis teilzunehmen, las ich die letzte Rede Bleyers immer wieder, solange, bis ich die wichtigsten Stellen beinahe auswendig konnte. »Wir sind stolz darauf, daß wir Söhne eines Vaterlandes sind, das so erhabene Staatsmänner wie Stefan Széchenyi, Nikolaus Zrinyi usw. hat, doch wir sind auch stolz, daß wir einer Sprach- und Kulturgemeinschaft angehören, die einen Goethe, Kant und Beethoven hat.« (Großer Lärm links.) Unter diesem Eindruck schrieb ich dann einen

Nachruf auf Jakob Bleyer

Tiefgerührt, mit tränenfeuchtem Blick,
Führer, denken wir an Dich zurück,
Und immer wieder schmerzt aufs Neu die Wunde,
Die uns betraf durch Deine Todeskunde.
Nun ruhest Du, der Du einst mit fester Stimme
Das Schwabenvolk zu seinem Volkstum riefst,
Ein Volk zu sein im echten wahren Sinne,
Der Sprache treu und treu dem deutschen Lied.
Doch konntest Du es leider nicht erleben,
Dein Volk zu sehn im Lande Kanaan,
Der Tod beendete Dein edles Streben
Und riß Dich allzufrüh aus Deiner Bahn.
Wir Jungen halten Dich für immer im Gedächtnis,
Und hüten treu Dein Erbe und Vermächtnis.

Ich wagte es nicht, das Gedicht an die Redaktion vom Sonntagsblatt zu schicken. Es erschien mir zu schwach. Ich hatte damals schon zuviele gute Gedichte gelesen. Doch im Dezember 1939 als ich vor einigen Wochen meine »Karriere« im Volksbund begonnen hatte, sagte ich es mit Erlaubnis von Franz Basch auf. Es war im Rahmen einer kleinen Gedächtnisstunde zum Todestag Bleyers am 5. Dezember. Frau Bleyer gab mir darauf die Hand und einen Kuss. Mit dem jüngsten Sohn Hans Bleyer, damals Student der Medizin, verband mich dann beinahe eine stille Freundschaft.

Zwischen jenem Abend und dem 5. Dezember 1933 lagen jedoch sehr entscheidende Jahre und Ereignisse, die hier nur stichwortartig angedeutet werden können. Der Musikwettbewerb 1934 in Magotsch, verbunden mit der Errichtung eines **Ahnengrabes**. Das erste wurde 1932 in Kety/Giek, errichtet. Zum Ausklang spielten alle am Wettbewerb beteiligten Musikkapellen zusammen das Lied »Seid gegrüßt ihr deutschen Brüder, Wachtet auf es ruft die Zeit.« Noch niemals hatte ein Lied eine solche Wirkung erzielt, noch nie war die Jugend so zahlreich zu einer solchen Veranstaltung gekommen. Dies war im Juni 1934. Im August erfolgte dann die Wanderung der »Suevianer« durch unsere Dörfer, sie nahmen Verbindung mit einigen Jugendlichen auf, sangen mit ihnen das »Seid gegrüßt«. Bis dahin zogen talentierte (oder auch nur vermögende) Bauernsöhne als »Schwabener« in die Gymnasien ein, und kamen dann einige Jahre später als angehende ungarische Herren zurück. Verändert in Haltung und Namen. Die »Suevianer« aber duzten sich mit uns, sprachen deutsch mit uns und sangen mit uns deutsche Lieder. Jüngere Leser oder Nichtungarndeutsche mögen mir verzeihen, daß hier um scheinbar so geringfügige Dinge wie Musikwettbewerb und »Suevia-Studenten« die mit Bauernburschen deutsche Lieder sangen, soviel Worte verwendet werden. Doch man muß in den damaligen Verhältnissen gelebt und jung gewesen sein, um dies miterlebt zu haben.

Am Samstag, dem 20. August 1936 wurde durch die Initiative der Volksdeutschen Kameradschaft **der Grabstein für Jakob Bleyer aufgestellt**. Er kam aus der Urheimat von Bleyer, aus Au im Murgtal/Schwarzwald und trägt die Aufschrift

Der Urheimat Stein schützt deine letzte Ruhestätte.

Trotz der bescheidenen Bekanntheit oder »Werbung« war die Teilnehmerzahl beachtlich, vor allem die der Jugend, die sich nun schon als »Jungkameradschaft« zu formieren begann. Aus meiner Heimat nahmen wir zu fünf an dieser Feier teil, vier davon in der traditionellen Männertracht: Weiße Strümpfe, Schlappen, Hosen in die halbhohen Strümpfe geschlagen, weißes Hemd und schwarzes Leibchen (Weste) mit vernickelten Knöpfen. Die Aufnahme, die damals gemacht wurde, ist vor einigen Wochen aus der Verschollenheit wieder aufgetaucht und in diesem Heft veröffentlicht. In der ersten Folge des »Deutschen Volksboten« 1937 erschien ein Gedicht von einem Jugendleiter aus der Schomodei, von dem mir nur die ersten vier Zeilen im Gedächtnis geblieben sind. Sie lauten:

»Ein Sturmwind braust, die Erde bebt,
Ein treuer Geist der ewig lebt
Ruft tief ins deutsche Volk hinein:
Du kannst doch nicht verloren sein!«
Unterzeichnet war dies Gedicht von
Heinrich Reitingen

Nach dem Urteil der damals jüngeren und aktiven Ortsgruppenleiter und aus der Einstellung der damals jungen Generation gab es zu **Lebzeiten Jakob Bleyers keine personale Alternative zu ihm**. Mehr noch als seine Persönlichkeit und sein Vorbild haben vielleicht die Verleumdungen seiner in den meisten Fällen madjaronischen Gegner uns Jüngere zu ihm geführt. Wir fühlten uns als die jüngeren Brüder der Generation seiner Söhne.

Ab wann werden Ergebnisse, wie sie hier geschildert wurden, zur reinen Historie und wie lange wirken sie in die Gegenwart? Eine beinahe alte Frage, auf die sich wohl nie eine schlüssige Antwort finden läßt. Zuweilen hat man den Eindruck als sei unser Existenz-Thema von damals noch immer im politischen Verkehr, wenn auch die Schauplätze wechseln und immer neue Varianten entstehen. Der Weltgeist ist von unverminderter Schubkraft, soll Hegel einmal gesagt haben.

Versucht man aus dem Abstand von beinahe 50 Jahre sich das jeweilige Bleyer-Bild zurückzurufen, wird man auf merkwürdige Wandlungen und Widersprüche stoßen. Da war sein bekanntes »Schwabenlied« mit der ersten und letzten Strophe, »Gott segne tausendmal dich Ungarnland / Du Heldenwall der Christenheit / Mit deutschem Herzen, treuer Schwabenhand / Stehn fest zu dir wir alle Zeit.« Da vernahmen wir das Begriffspaar **Staatstreu und Volkstreu**, bei dem damals schon die Gedanken so nahe beieinander wohnten, während die **Tatsachen** sich ach so hart im praktischen Leben gestoßen haben. Als Inhaber eines Universitätslehrstuhles für Germanistik ließ sich diese Balance gerade noch halten, in den Realbereichen dörflicher Provinzen wurde dies mehr und mehr unmöglich. Da gab es einmal die zwei sich widersprechenden Geschichtsbilder, mit denen wir Jungen von damals konfrontiert wurden. Unsere madjarischen Vorfahren kamen aus Asien — unsere Vorfahren kamen aus Hessen-Darmstadt oder — um mit Bleyer zu sprechen — »vom Rhein und Schwarzwald«.

Ich selbst erhielt mehr völkische oder »volkssoziale« Anstöße aus den grünen Bänden des Gustav-Adolf-Werkes oder des St. Rafael-Vereins, auch des VDA, als etwa von der NSDAP, die ja nur das stark verengte **Pokrustesbett** für eine um vieles breiter angelegte Bewegung gewesen ist. Vor allem die **volkstumserhaltenden Impulse** und **volkstumserneuernden Motive** griffen auf alle auslanddeutschen Volksgruppen über, und wir Jungen kamen selbstverständlich auch in diesen Sog und somit in einen fast unüberbrückbaren Gegensatz zu den Anforderungen des ungarischen Staates, der immer weniger »ungarländisch«, aber dafür von Jahr zu Jahr mehr rassistisch-madjarisch wurde. Staatstreu und volkstreu kann sein, wenn es einem nicht unnötig erschwert wird und wenn man beiden Treueverhältnissen Rechnung trägt. Madjarisch jedoch und deutsch in einem kann man nicht sein, und so hatten wir ein Doppelleben zu führen, das von seiten der

Levente-Organisation und den Honvéd die madjarischen Anforderungen aktivierte. Und dies abwechselnd mit Zuckerbrot und Peitsche, wobei der »Peitschen-Anteil« von Jahr zu Jahr mehr überhand nahm. Im Gegenteil dazu dann die Sehnsucht bei den Besten unserer schwäbischen Jugend, den »dummen Schwob« abzustreifen und zu einem bewußten und gebildeten Deutschen zu werden, den sympathischen Deutschen, die man in der Zeit schon häufiger traf, immer ähnlicher zu werden. In dieser Richtung hatten wir ja auch einen enormen Nachholbedarf.

Manchmal begaben wir uns im Geiste an das Grab Bleyers, um ihm vorzuhalten, daß er uns mit seiner »Harmonielehre« und seinem »Mit Deutschem Herzen, treuer Schwabenhand, steh fest zu Dir für alle Zeit«-Theorie eigentlich ein falsches Märchen erzählt hat oder damit in das falsche Jahrhundert geraten sei.

Ein anderes Bleyer-Zitat wurde uns damals wesentlich verständlicher:

»denn wenn der ungarische Staatsgedanke mit dem ungarischen Rassegedanken identifiziert wird oder an die Stelle des ungarischen Staatsgedankens (St. Stephans-Idee) gestellt wird — so können wird nicht zentripetal sein, weil wir unser Deutschtum nicht verleugnen können, weil wir unser Deutschtum weder als Sünde noch als Schande empfinden.«

(Deklaration Bleyers im Ung. Parlament Mai 1933)

Die Treue mit »deutschem Herzen« war nun nicht mehr gefragt, wurde auch madjarischerseits als unzureichend, ja als Verrat angeprangert.

Statt dessen wollte man uns dieses »deutsche Herz« heraus operieren, um ein madjarisches dafür einsetzen. Gerade diese seelische Verstümmelung aber fürchteten wir. Wir hatten auch keine »zwei Seelen« mehr in unserer Brust, sondern nurmehr eine, und ihr folgten wir mehr als damaligen »Seeleverkäufern«.

Die in den dreißiger Jahren oft beschworene »Harmonie« zwischen Deutschtum und Madjarentum, die Bleyer angeblich störe, haben doch wohl eher diejenigen zerstört, die unredlich mit diesem Begriff umgingen und ihn eigentlich als Opium für unser Volk einsetzen. Eine Vorstufe für die im übertragenen Sinne eingeplante Herz-Transplantation.

Das alte »Harmonie-Verhältnis« ist uns damals zerbrochen, und diejenigen, die das Erbe und Vermächtnis Bleyers hüten und bewahren wollten, gerieten in eine tragische Vereinsamung zwischen Vater- und Mutterland. Man kann sich nicht mehr in einem Hause wohlfühlen und sich mit ihm identifizieren, wenn man tagtäglich hört, daß es vor dem Abbruch steht, daß man aber in dem Reißbrett-Entwurf des neuen Gebäudes, welches an seine Stelle treten soll, nicht mehr in der gewohnten und angeborenen Gestalt eingeplant ist. Wir sollten eben als ungarländische Deutsche sterben, um als waschechte »Wurzel-Madjaren« wieder geboren werden zu können. Dies jedoch konnten wir nicht mehr, und wir wollten es auch nicht mehr.

So wurde die frühere Vatergestalt Bleyers mehr und mehr zu einer rührenden »Großvatergestalt«, die die Enkel allein ließ. Der späte Jakob Bleyer aber wuchs in unseren Augen zum tragischen Helden, der unsere eigene Tragik schon im Vorhinein durchlitten hat und uns visionär unser späteres Schicksal vorlebte. So wie der Bleyer, der die Mai-Deklaration unter tumultuarischen Begleitumständen vortrug, nicht mehr »zentripetal« sein konnte, so konnten wir es einige Jahre später noch viel weniger. Wir fühlten uns ausgestoßen aus dem alten Ungarnland und suchten nach dem Mutterland. Die Jüngsten unter uns verstanden damals nicht einmal den Zwiespalt in den Seelen ihrer Jugendführer. Sie waren den neuen Ufern schon näher und wir folgten ihnen darin, wenn auch mit gelegentlichen Rückblicken zum Grabe Bleyers. Sein letztes Aufseufzen gab uns wohl das Geleit zu den neuen Ufern, von welchen hier gesprochen wurde.

»Was jetzt im Leben des Deutschtums (= Gesamtdeutschtum) vor sich geht, das ist entweder unsere endgültige Rettung oder unser endgültiger Untergang.«

Der Urheimat Stein, der Bleyers letzte Ruhestätte schützen sollte, konnte dies nicht. Aber diese Urheimat gab uns in einer ihrer dunkelsten Stunden Geborgenheit, dann auch Heimat und schließlich auch Vaterland. Wir Jüngeren und die Jüngsten waren dafür eigentlich weit mehr disponiert, als wir es für die später in Ungarn erfolgten Demütigungen gewesen wären. Die charakterlichen Haltungsschäden, die man schon vor Kriegsende bei einer geforderten Assimilation fürchten mußte, die hätten wir nach 1945 nicht verkraftet. So nahmen wir — wie der schlesische Dichter Jochen Hofbauer sagte — eines Tages unser Bündel und »zogen jenseits des gläsernen Berges« und unsere Jahre zersprangen nicht.—

Deutsche Sozialdemokraten in Ungarn 1919 - 1931

Eine neue Arbeit von Tilkovszky
(Párttörténeti Közlemények 4. Dez. 1982)

Es ist verständlich, daß eine Geschichtsforschung im Zeichen des Marxismus sich diesem Kapitel mit besonderer Liebe zuwendet. Umso verwunderlicher, daß sie für die vorhergehende Zeit zwar die Arbeiten von Kalmár und Kende, nicht die von Edit Vince ¹⁾ als Quellen nennt, aber doch von der Sonderstellung, die die deutschen Sozialdemokraten innehatten, seit es überhaupt eine Arbeiterbewegung in Ungarn gab, nichts zu wissen scheint, sondern sie mit den andern erst am Anfang des Jahrhunderts gebildeten anderen Nationalitätenkommissionen auf eine Stufe stellt.

Die Revolutionszeit

Fast ausschließlich von diesen deutschen Sozialdemokraten war ja in der Revolutionszeit 1919 der Deutsche Landesrat besetzt worden, nachdem die junge Bewegung Bleyers als konterrevolutionär kaltgestellt war, Bleyer selbst auch jede Beteiligung an den Organen der von ihm für verhängnisvoll gehaltenen territorialen Autonomie schon in der Károlyi-Ära abgelehnt hatte, und der Sachwalter des Brandsch-schen Volksrats, Dr. Gündisch, sich nur noch im Rahmen eines tolerierten Kulturbundes betätigen konnte. So ist es nicht verwunderlich, daß gleich nach der — nicht ohne Druck der Entente — genehmigten Neugründung der vorübergehend mit den Kommunisten fusionierten und mit ihnen zunächst untergegangenen Sozialdemokratischen Partei bereits am 28. September 1919 auch die Deutsche Kommission und das deutsche Tageblatt »Volksstimme« wieder ins Leben gerufen wurde. Nach Tilkovszky, dessen Untersuchung hier einsetzt, gab es damals außer dem noch zu Ungarn gehörigen späteren Burgenland 180 deutsche Ortsorganisationen, mit deren Vertrauensleuten die Deutsche Landeskommision Verbindung hielt. Freilich bestanden diese Gruppen, von denen wahrscheinlich ein großer Teil erst während der Räterepublik gegründet worden war ²⁾, wohl nur auf dem Papier. Tilkovszky selbst gibt zu, daß Lebensäußerungen derselben »inmitten des tobenden weißen Terrors« völlig unmöglich waren. (S. 65) Nur so ist verständlich, wie rapid die Zahlen abnahmen, als es um aktive Parteiarbeit ging.: Auf der Landeskonferenz Weihnachten 1922 waren nur 28 Gruppen mit 92 Delegierten vertreten, obwohl man auch da noch 33 Gemeinden im Gebiet Mitte, 61 in der Schwäbischen Türkei, 14 in Westungarn und 26 in den übrigen Landesteilen registrierte. Aber nur 17 von diesen besaßen eine eigene deutsche Partei-

organisation, während in den übrigen — nach Tilkovszky »gemischtsprachigen Gemeinden« die Parteiorganisation »mit den Magyaren gemeinsam« war, und der deutsche, wohl eher der deutschbewußte Teil sich durch Vertrauensmänner bei der Landeskommision vertreten ließ. Denn wer die Siedlungsstruktur kennt, weiß, daß es unmöglich alles gemischtsprachige Gemeinden gewesen sein können — Dorfintelligenz und bäuerlich-handwerkliche Oberschicht, die sich eher dem Ungartum zurechneten, machten sicher nicht bei den Sozialdemokraten mit, die mit dem schweren Erbe der Räterepublik belastet waren.

Die Wahrheit ist also wohl die, daß in diesen übrigen Gemeinden die, die dennoch den Mut hatten sich zur Sozialdemokratie zu bekennen, sich nicht auch noch der zusätzlichen Belastung einer deutschen Parteigruppe aussetzen wollten.

Der größte Erfolg

Dennoch hatte die Sozialdemokratie, die in den letzten Wochen vor den ersten Wahlen am 15. Januar 1920 wegen der vielfältigen Behinderungen, die man ihr in den Weg legte, von der Wahlberechtigung zurücktrat, bei den nächsten Wahlen im Mai 1922 mit 24 Abgeordneten den größten Erfolg, den sie vor 1945 je in Ungarn erzielte. Die Bedeutung des deutschen Anteils geht daraus hervor, daß davon vier Sitze in Wahlkreisen errungen wurden, in denen der deutsche Anteil entscheidend ins Gewicht fiel. So wählte Soroksár Siegfried Knaller, den früheren deutschen Minister und jetzigen Sekretär der Landeskommision, — nach Auffassung der schon damals den Sozialdemokraten nicht gewogenen deutschen Gesandtschaft »der einzige wirkliche Deutsche« (T.S. 72), Tatabánya Lajos Kabók, Dorog Karl Peyer, den führenden Mann der widerstandenen Partei, der zwar aus einer deutschen Gemeinde hervorgegangen, aber durch seine Rolle sowohl vorher wie nachher bis nach 1945 längst aus dem Rahmen der deutschen Sektion hinausgewachsen war und sich bei späteren Wahlen auch in einem der sichereren Budapester Wahlkreise, in denen geheim gewählt wurde, aufstellen ließ. Und schließlich wählte die Stadt Ödenburg Professor Eduard Hebelt, den man wohl auch als Deutschen betrachten kann. Eine ansehnliche Stimmenzahl errang in Wahlkreisen mit vielen deutschen Wählern auch Josef Rieß in Turwall (Törökbálint), Béla Gonda in Pomáz, der nach 1945 an führender Stelle der Partei in tragische Verwicklungen geratene Arpad Szakasits in Nagymaros, Sándor Rády in Weindorf (Pilisvörösvár) und der wieder eindeutig der deutschen Gruppe zuzurechnende Franz Kittel in Ödenburg-Land. Für den damals bereits aus dem Nationalitätenministerium hinausgedrängten Bleyer und seine bei den ersten Wahlen so erfolgreiche Deutsch-Christliche Integritätspartei, die kein einziges Mandat errang, war das ein harter Schlag.

Aufgrund der Wahlergebnisse konnte die Sozialdemokratische Partei damals mit 100 000 Anhängern aus der deutschen Volksgruppe, also etwa 20% derselben, rechnen. Es ist ein gewisser Widerspruch, daß trotz dieses einmaligen Höhenflugs es mit der deutschen Sektion der Partei langsam weiter bergab ging. Die Volksstimme wurde schon am 1. März 1920 in ein Wochenblatt, im November 1922 in ein Monatsblatt umgewandelt und stellte am 21. Juni 1924 — hier erwähnt auch Tilkovszky ihre 50jährige Vergangenheit (S. 78) — ihr Erscheinen ganz ein. Über die Gründe — fortschreitende Madjarisierung der Arbeiter, Verlust der Agrarbevölkerung an Bleyers »Sonntagsblatt« oder das »Neue Politische Volksblatt« oder behördliche Behinderungen und Einschüchterungen; oder doch auch redaktionelle Mängel (T.S. 81) — war man sich nicht einig.

Parteileben

Nach den Jahresberichten vor der Landeskommission wurden 1921 an 42 Orten 60 Versammlungen gehalten, 1922 im Zusammenhang mit den Wahlen in 80 Orten 101, 1923 in 26 Orten 48, 1924 in 31 Orten 49, 1925 — bei steigendem Druck der Behörden, die 15 Versammlungen nicht genehmigten — nur noch 26 Versammlungen, und 1928 wurden von 34 angemeldeten Versammlungen nur noch zwei erlaubt, sodaß man immer mehr zu Besprechungen im geschlossenen Kreis übergehen mußte. 1929 konnten wieder 23 Versammlungen gehalten werden, 15 wurden verboten. 1930 wurden 19 verboten, aber dennoch 34 gehalten. Wohl ein Zeichen der sich anbahnenden Wirtschaftskrise stieg die Zahl der Parteimitglieder »in den deutschen Siedlungsgebieten« wieder: 1929 um 18, 1930 um 23%, wobei freilich nicht deutlich ist, wieviele davon wirklich Deutsche waren (T.S. 101)

Im Durchschnitt wird man sagen können, daß es nur in rund dreißig Gemeinden ein deutsch-sozialdemokratisches Leben gab. Davon ragten einige wohl besonders hervor. So hatte 1928 Ödenburgs Parteigruppe 70 deutsche Mitglieder, fast die Hälfte; das kleine Brennberg dagegen 120 — fast alle im Braunkohlenbergbau tätig — und Wandorf brachte mit seinen hundert Mitgliedern von insgesamt neun Gemeinderäten sieben Sozialdemokraten auf. In der Schwäbischen Türkei war Bátaszék mit 40 Mitgliedern und dem rührigen Heinrich Kirchner eine der festesten Bastionen.

Schon seit Sommer 1921 — dem Verlust des Burgenlandes — wurde in der Partei die Frage diskutiert, ob die besondere deutsche Partearbeit noch einen Sinn habe. Der Streit flammt 1925 erneut auf, doch konnte sich die Deutsche Landeskonferenz immer wieder durchsetzen. Eine Starthilfe für eine neue »Volksstimme« war allerdings nicht zu erreichen. Schließlich entschloß man sich, zehnmal im Jahr ein stark ideologisch ausgerichtetes Blatt »Die Partei« herauszubringen.

Volkstumspolitik

Welche Stellung nahm die deutsche Sozialdemokratie in den besonderen Fragen der deutschen Nationalität ein?

An der Landeskonferenz 1922 nahm auch als Vertreter der SPD Adolf Braun teil, der — nach Tilkovszky (S. 73) in einem Diskussionsbeitrag »einen Unterschied machte zwischen dem im rassischen (das ungarische »faji« entspricht nicht streng dem deutschen »rassisch« — hat er nicht »völkisch« gesagt? —) Sinn verstandenen deutschen Volksgemeinschaftsgedanken der deutschen Nationalisten und der auch von den Sozialdemokraten anerkannten deutschen Kulturgemeinschaft. Man müßte den Wortlaut in der »Volksstimme« nachprüfen. Interessant ist das insofern, weil es das meines Wissens erste Auftauchen des Begriffs »Volksgemeinschaft« in einem ungarndeutschen Kreis ist — lange bevor Stresemann sich diesen zu eigen machte und »Nation und Staat« Hand in Hand mit den europäischen Nationalitätenkongressen sich mit ihm eingehend beschäftigte.

Wie revolutionär die Gedanken deutscher Sozialdemokraten in Ungarn sein konnten, zeigt eine Äußerung von Hebelt über die schlechte Lage des Ödenburger Deutschtums in der Fraktion, in der er so weit ging, daß der Grundsatz der Selbstbestimmung auch das Sezessionsrecht gibt, sodaß zwei Fraktionskollegen ihn bestürmten, daß er das ja nicht im Parlament sage. Dort solle er sich darauf beschränken, die Anziehungskraft der österreichischen demokratischen Verhältnisse hervorzuheben. (S. 76)

Im Februar 1924 lehnte die Partei das Sprachengesetz Bethlens ab, da es keine wirkliche Besserung bringe und nur Schaufensterpolitik treibe. Immer wieder legte sie das Hauptgewicht darauf, daß die Lösung der Nationalitätenfrage nur ein demokratisches Ungarn verwirklichen könne.

Wie nervös das die Regierung machte, zeigt, daß sie die Behandlung der Nationalitätenfrage auf sozialdemokratischen öffentlichen Versammlungen verbot — ein jeder Demokratie hohnsprechender Willkürakt.

Konkurrenzkämpfe

Bevor im August 1924 Bleyer endlich den Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein gründen konnte, waren die sozialdemokratischen Ortsgruppen die einzigen, die sich draußen in der Provinz mit dieser Frage befaßten. So entstand jetzt sofort eine scharfe Konkurrenzsituation. Daß es dazu und nicht zu einer Zusammenarbeit kam, mögen wir aus heutiger Sicht bedauern, müssen aber die zeitgeschichtlich bedingten Gründe verstehen. Bleyer war seit seinem ersten Auftreten, seiner Zusammenarbeit mit Johannes Hubers scharf antimarxistischer Zeitung »Neue Post« und seit seiner Beteiligung am Putsch, der die Gewerkschaftsregierung unter Julius Peidl stürzte, die die Räteregierung zunächst abgelöst hatte, für die Sozial-

demokraten eine rotes Tuch. Aber auch er konnte aus seiner bürgerlichen, dem politischen Katholizismus verhafteten Haut nicht heraus und sah in jeder sozialdemokratischen Propaganda ein Unheil, das zu bekämpfen mit ein Teil seiner Volkstumsarbeit war. Ob die Behörden den Volksbildungsverein zur »Zurückdrängung des sozialdemokratischen Einflusses benützen wollten«, wie Tilkovszky behauptet (S. 78), sei dahingestellt, haben sie doch beiden genug Schwierigkeiten gemacht. Tatsächlich aber konnten sie hier einen gewissen Erfolg für sich verbuchen. Jedenfalls hat die Regierung schon durch die personelle Besetzung des Vorstands den Verein »eng mit ihrer Politik verbunden«, wie das der spätere Nationalitätensprecher der Sozialdemokraten, der Wende Malasits 1929 im Parlament beanstandete. (S. 99)

Die Schulfrage

Seit 1926 hatten die deutschen Sozialdemokraten keinen Abgeordneten mehr. So nahm sich Malasits der Anliegen an, der als Abgeordneter der Industriestadt Raab nun lange Jahre der einzige nicht in Budapest gewählte sozialdemokratische Abgeordnete war.

Schon im Mai 1927 hatte er die Sabotage der Minderheitenschulen zur Sprache gebracht und den auf den Elternversammlungen ausgeübten Druck der Dorfintelligenz angeprangert und dabei auch das Ergebnis beim Namen genannt: Die Kinder können weder ihre Muttersprache noch ungarisch richtig. Er beantragte daher die Einführung von Minderheitenschulen ohne Befragung aufgrund der letzten Volkszählungsergebnisse, und zwar praktisch, wie in der Revolutionszeit praktiziert, die reine Minderheitsschule mit nicht mehr als sechs Stunden Ungarischunterricht. In seiner Rede unterließ er auch nicht einen Seitenhieb auf den Volksbildungsverein, den er einen »oberflächlichen Kleinbürgerklub« nannte. (S. 85)

Wie immer provozierte eine für die Minderheiten, in erster Linie die Deutschen, eingelegte Lanze eine große Debatte. Sie eröffnete Pintér — nicht, wie Tilkovszky behauptet, »Vertreter des gemäßigten Flügels«, sondern Aufpasser der Regierung im Vorstand des Volksbildungsvereins, mit einer Gegenrede, die Malasits im Blick auf die Nachbarländer mehr politisches Taktgefühl empfahl und sich im übrigen auf den Mangel an Schulbüchern herausredete — als ob man diesen, wenn man wollte, nicht längst hätte beheben können. Nur den Volksbildungsverein mußte er wohl in Schutz nehmen; als er aber erklärte, dieser treibe keine Politik, zog Malasits dies mit einem Zwischenruf in Zweifel, wobei freilich die alte Grundfrage im Raum stand, wo Politik anfängt.

Bethlen wieder redete sich auf die — freilich die überwiegende Mehrzahl bildenden — Kirchenschulen heraus, auf die die Regierung keinen unmittelbaren Einfluß nehmen könne. (In Wahrheit war ihr das sehr recht und sie nützte auch die Möglichkeit mittelbaren Einflusses nicht aus, sondern war

sich im stillen mit den Kirchenleitungen darin einig, gegen den chauvinistischen Geist der Öffentlichkeit, der ihre eigenen Verordnungen sabotierte, nichts zu tun.) Den Antrag lehnte Bethlen ab und verteidigte die umstrittenen Elternkonferenzen im Namen der — hier freilich rein formellen — Wahlfreiheit. In aller Deutlichkeit bekannte er sich dazu, daß die Regierung die kulturelle Tätigkeit der Arbeiterorganisationen verhindert, da es keinerlei Notwendigkeit dafür gebe, »die Nationalitäten mit Marxismus zu vergiften« (S. 86) Allein der Staat habe das Recht, in Ungarn Kulturpolitik zu treiben — was für eine undemokratische Anmaßung! — und zwar auch unter den Nationalitäten in nationalungarischer Richtung.

Noch einmal wies Malasits darauf hin, daß die Wahlfreiheit wie die ganze Gemeinde-Autonomie nur Schein sei.

Erst nachdem Bethlen den Antrag Malasits abgelehnt hatte, meldete sich Bleyer zu Wort und begann nach Tilkovszky (S. 87) gleich damit, er verurteile es zutiefst, daß die Sozialdemokratische Partei sich die Nationalitätenfrage aneignen wolle. Im Gegensatz zu ihnen habe er immer und konsequent (ungarisch-) nationale Ziele verfolgt. Er sprach Bethlen und dem Kultusminister Graf Klebelsberg sein Vertrauen aus und kritisierte nur Einzelheiten der Schulverordnung. Er würde mit dem zweisprachigen B-Typ einverstanden sein, wenn man in den Unterklassen in der Nationalitätensprache unterrichtet und erst Schritt für Schritt in den vorgesehenen, sogenannten »nationalen« Fächern zur ungarischen Unterrichtssprache überginge, da sonst der B-Typ ein »pädagogisches Absurdum« sei. Auch er sei für Ausschaltung der Elternkonferenzen und empfiehlt, sich an der Volkszählung auszurichten. Darin also mußte er doch mit dem Sozialdemokraten übereinstimmen.

Jetzt sagte auch Malasits, auch er wäre mit der allgemeinen Einführung des B-Typs einverstanden.

Bei einer Nachwahl in Pilisvörösvár war erst kurz vorher der katholische Priester Weicher ins Parlament gekommen, nachdem sowohl der Kandidat der Sozialdemokraten wie der Bleyers — Faul-Farkas — zum Rücktritt gezwungen worden waren. (S. 83) Dieser setzt sich gegen beide Vorredner für den C-Typ ein (ungarischer Unterricht mit deutschen Sprachstunden) und sagte offen, der verpflichtende Unterricht in der Nationalsprache störe die Madjarisierung der Dörfer. Schließlich ließ auch die Sozialdemokratin Anna Kéthly Malasits in der Frage der Elternkonferenzen im Stich. Gegen Weicher mußten nun sowohl Bleyer wie Malasits Einspruch erheben, die beide den Anspruch des Volkes auf muttersprachlichen Unterricht betonten. Dabei unterstrich Malasits, daß er, obwohl ihn eine Welt von Bleyer trenne, in dieser Frage noch weitergehe als er.

Wer war nationalistisch?

Hier muß nun grundsätzlich eine kritische Anfrage an die von Tilkovszky konsequent angewandte Wortwahl gerichtet werden. Immer wieder nennt er die Richtung Bleyers deutsch-nationalistisch, ohne je zu erklären, was er damit meint. Denn sachlich kann der Leser seiner Ausführungen dies nicht verstehen. Was war nationalistisch an Leuten, über deren nationale Forderungen die Sozialdemokraten hinausgingen! Dabei überboten sich beide zugleich in Beteuerungen ihrer Übereinstimmung mit den nationalen Zielen Ungarns. Später berichtet Tilkovszky, (S. 99) daß sich Bleyer 1927 sofort der Ungarischen Revisionsliga anschloß, die Sozialdemokraten aber Bedenken hatten, da nur ein demokratisches Ungarn die Revision von Trianon erreichen könne und die dort zusammengeschlossenen Organisationen nicht für die Freiheitsrechte der Bevölkerung einträten.

Trotzdem spricht er jetzt (S. 100) schon von »radikalen Nationalisten (sogar Nationalsozialisten)«, die sich zu Bleyer als Führer des »volksdeutschen« Flügel — gegen welche anderen Flügel? — bekannten. Dabei läßt sich nicht eindeutig feststellen, ob das seine eigenen Worte sind oder ob er sie aus dem Bericht des Regierungskommissars für die Deutschsprachigen Steuer entnimmt, in dessen Zusammenhang die Worte stehen.

Diese Wortwahl ist bewußt Stimmungsmache und steht in einem eklatanten Gegensatz zu Tilkovszkys sonst gewissenhafter historischer Forschungsarbeit. Auf das Problem komme ich in anderem Zusammenhang zurück. Hier, wo es sich um ein Stück Geschichte des Sozialismus handelt, sei nur auf diese Seite des Problems verwiesen. Die besondere geschichtliche Situation sowohl Österreich-Ungarns wie des Zarenreichs zwang ja zur Beschäftigung mit dem Problem. Insbesondere im Blick auf die nationalen Bestrebungen der Polen und Iren hat der internationale Arbeiter- und Gewerkschaftskongreß in London bereits 1896 erklärt, »daß er für ein volles Selbstbestimmungsrecht aller Nationen eintritt, und seine Anteilnahme den Arbeitern eines jeden Landes zum Ausdruck gebracht, welches gegenwärtig unter dem Joche eines militärischen, nationalen oder sonstigen Absolutismus leidet.«³⁾ Folgerichtig definierte der Brünnener Parteitag der österreichischen Sozialdemokraten 1899 den Nationalismus »als eines der Mittel, durch die die herrschenden Klassen sich ihre Herrschaft sichern und die wirklichen Volksinteressen an jeden kräftigen Äußerung hindern.«⁴⁾ Das Problem der Zusammenarbeit der ungarischen Arbeiterbewegung mit den Nationalitätenpolitikern lag im Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie — das waren auch die Welten, die Malasits von Bleyer trennten — aber schon 1907 macht eine Zeitschrift der Partei einen »Unterschied zwischen freiheitlichen demokratischen, nationalen Bewegungen und einer nationalistischen Politik, die den selbstsüchtigen Interessen der Ausbeuter dient.«⁵⁾ Schon daraus müßte Tilkovszky, der im Geiste des dialektischen

Materialismus historische Forschung treiben will, lernen, mit dem Stichwort Nationalismus vorsichtiger und präziser umzugehen.

Im Januar 1928 legte Knaller sein Amt aus Gesundheitsgründen nieder, das nun Peter Bechtler übernahm. Neben ihm tritt als Ideologe immer stärker Wilhelm Zuschlag (Zentai) in den Vordergrund. Er bringt erneut die Frage der Autonomie aufs Tapet, sowohl auf der Landeskonferenz 1928 als auch in der Zeitschrift »Szocializmus« im Dezember desselben Jahres. Im nächsten Jahr setzt er sich dort hart mit Bethlens Nationalitätspolitik auseinander. Im Februar 1929 behandelt er das Thema Autonomie auch im deutschen Blatt »Die Partei« mit Berufung auf die Internationale.

Mit dem Anfang der Dreißiger Jahre bricht Tilkovszkys Untersuchung ab, mit dem Hinweis, daß den Kampf zwischen der sozialistischen und der »nationalistischen« Richtung der Sturz der Demokratie in Deutschland und Österreich besiegelte. Er gibt allerdings zu, daß erstere »unter den gegebenen innenpolitischen Umständen« von vornherein im Nachteil gewesen sei. (S. 105) Dies lag aber auch daran, daß der bäuerliche Mittelstand, wie Steuer richtig beobachtete, »für die Sozialdemokratie unerreichbar war«, (S. 100) die 20% also auch aus Gründen der Bevölkerungsstruktur für diese das höchste und auch nur kurzfristig erreichte Ziel waren.

In Wirklichkeit freilich standen beide Gruppierungen damals infolge der repressiven Haltung von Regierung, unteren Behörden und öffentlicher Meinung in einer schweren Krise, die Malasits schon auf der Landeskonferenz 1928 mit den Worten richtig einschätzte: »Das Deutschtum hat den Mut verloren.« Aus dieser Krise fand die deutsche Sozialdemokratie keinen gangbaren Weg mehr, auf der anderen Seite erzwang sie das als einzig möglichen Ausweg, was Tilkovszky »Radikalisierung« nennt, obwohl er im Grunde ebenso gut weiß wie wir, daß es nur der unvermeidliche Ausbruch aus einer Situation war, für die die intransigente und unehrliche Haltung der magyrischen Seite die eigentliche Verantwortung trug.

Fußnoten:

- 1) Kalmár I. György: Szocialdemokrácia, nemzeti és nemzetiségi kérdés Magyarországon (1900-1914) Budapest 1976 — Kende János: A magyarországi Szocialdemokrata Párt Nemzetiségi Politikája 1903-1919. Budapest 1973 — Vincze Edit: Az utkeresés évtizedei. Budapest 1977.
- 2) Wichtige Hinweise für die Tolnau gibt Balog János: Tolna megye a magyar Tanácsköztársaság időszakában. Szekszárd 1964.
- 3) zitiert nach Günter Decker: Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Göttingen 1955, S. 353
- 4) zitiert nach Hugo Hantsch: Die Nationalitätenfrage im alten Österreich. Wien 1953, S. 69
- 5) Munka Szemle 29.6.1907. Nach Kalmár, S. 117

Bilanz und Ziel

Das ARCHIV der SUEVIA PANNONICA (ARCH.SP.), seit 1964 in zehn Folgen erschienen, stellt sich hiermit als SUEVIA PANNONICA – ARCHIV der DEUTSCHEN aus UNGARN, Folge 11/1983, vor. Herausgeber sind nun: SUEVIA PANNONICA, Vereinigung Ungarndeutscher Akademiker, und das Sozial- und Kulturwerk der Deutschen aus Ungarn. Dies erfordert vom bisherigen Herausgeber und Schriftleiter eine kurze Bilanz.

Sowohl unsere Vereinigung als auch unser Jahrbuch haben dem Reimenschlichen gedient, der gemeinsamen Überlegung in unserem Verband, dem auch Kaufleute, Bauern u. a. angehören, – und dadurch der ganzen Volksgruppe. Entscheidend für die Gründungsmitglieder war der gemeinsame Einsatz für unser Ungarndeutschtum in seiner tragischsten Phase: die vielleicht schönste, jedoch letzte Blüte seines Volkstums zwischen den Weltkriegen. Die Frage stellt sich für uns auch so: Wofür haben wir uns in unserer Jugend – an der Seite der Tapfersten unseres schlichten Volkes – mit so viel Hingabe und Risiko eingesetzt?

Voraussetzung für unser Bemühen war stets die Verständigung mit dem Ungarntum¹⁾. Mit den breiten Massen des ungarischen Volkes, unseren wirklichen Nachbarn, hat es nie auch nur die geringste Kontroverse gegeben. Es war die führende, die ungarische Bildungsschicht, die in Verwaltung, Schule und sogar in der Kirche die Atmosphäre mit einem überspitzten Nationalismus gewaltig angeheizt hat. Wir suchten stets den »neuen Ausgleich«, ganz im Sinne Jakob Bleyers (1874 – 1933)²⁾. Für die Schlichtung solcher tragischen Fehlentwicklungen hat erst unlängst Wolfgang Kraus in einem Artikel, »Größenwahn der Macht«, als Mittel eindeutig gefordert: »Kenntnis der Ursachen«!³⁾

Diese Ursachen zu erforschen, sollte Bedürfnis sein sowohl für das Ungarntum, als auch für das Gesamtdeutschtum. Vor allem gilt dies für die breiten Massen der Ungarndeutschen selber: Diese waren am wenigsten im klaren über ihre eigene menschliche und gesellschaftliche Lage. Sie ertrugen ihren Zustand wie in einer Betäubung⁴⁾. So waren die Studierenden unserer Volksgruppe schon seit vielen Jahrzehnten durch die systematische Madjarisierung in der Schule und in der Mittelschicht nicht nur ihrem Deutschtum praktisch alle entfremdet, sondern sie selber wurden meistens die heftigsten Gegner ihres angestammten Volkes. Diesem blieb – fast zufällig – nur eine Handvoll Akademiker treu, die sich bald in Bleyers SUEVIA BUDAPESTINA zusammengefunden haben (1924).

Bleyer war Sprecher der Deutschen in Trianon-Ungarn, und sein Lebenswerk sowohl als Minderheitenpolitiker als auch Universitätsprofessor – Germanist und Begründer einer deutschen Hungarologie (Deutsch-Ungarische Beziehungen)⁵⁾ – ist auch der Schlüssel zum Verständnis seiner Gefolgsleute. Diese Herkunft verpflichtet sie von jeher zur historischen Wahrheit. –

Der heutige ungarische Staat verspricht seit geraumer Zeit den Nationalitäten im Lande zu ihrer Erhaltung jede Unterstützung. Seit dem 5. Kongreß des »Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen« (künftig »Deutscher Verband«), 1978, ist in manchen Schulen Deutsch als Lehrfach und in einigen Kindergärten deutsche Beschäftigung teilweise eingeführt worden – soweit die Eltern es wünschten und soweit die Lehrkräfte zur Verfügung standen. Was aber seit einem guten Jahr an Angeboten bekannt wird – und die Art, wie es geschieht –, übertrifft an Fantasie und Intensität fast die Assimilationsbewegung des ungarischen Nationalismus im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts⁶⁾. Wenigstens wie es sich im Wochenblatt des Verbandes »Neue Zeitung« (künftig »NZ«) liest. Es fing schon früher etwa dort an, daß man die amtliche Volkszählung mit zuletzt nur 35.000 »Deutschtumsbekennern« nicht gelten lassen wollte und eine sog. »amtliche Schätzung« schuf mit 220.000 Deutschen in Ungarn⁷⁾.

Zur Vorbereitung des 6. Kongresses des Verbandes im Dezember 1983 wird als Kernfrage genannt die Forderung und das Angebot des zweisprachigen Unterrichtes – für Heimatkunde, Musik und mathematische Begriffe – anstelle des bisherigen Deutsch nur als Fach. Dazu wird in der NZ eine schlagkräftige Campagne geführt. Das ZK der kommunistischen Partei Ungarns (USAP) macht in »Prinzipien und Praxis unserer Nationalitätenpolitik« (Nr. 28/29) große Versprechungen, bis hin zur Förderung der Identitätsfindung der Nationalitäten und zum freien Zurgeltungskommen ihrer Kontakte zur Sprachnation. – Ferner veröffentlicht die Patriotische Volksfront, die Zusammenfassung aller gesellschaftlichen Aktivitäten in Ungarn, einen leidenschaftlichen Aufruf, wie ihn ein Ungarndeutscher kaum formulieren könnte, an die Eltern (35) zum Nationalitäten-Muttersprachunterricht (sic!). Man sei besorgt um die »Nationalitäten-Identität«: Die Kinder können »... zweisprachige Staatsbürger und im Besitz der Kultur zweier Nationen werden... Versetzen Sie sich in die bestürzende Lage, wenn Ihrem Enkel die Laute der Muttersprache fremd klingen...!« Die madjarische Komitatsvertreterin von der Tolnau bemüht sogar Széchenyi mit seinem Spruch damals für die madjarische Erneuerungsbewegung: »Die Nation lebt in ihrer Sprache!« Auch die Nationalität! So etwas hat es wirklich noch nicht gegeben! Und doch findet sich offen und zwischen den Zeilen auch Widersprüchliches und Gekünsteltes, was die Hoffnung auf eine ungarndeutsche Volksgruppenidentität für fernere Zukunft nur schwer auf-

kommen läßt. Aber Anerkennung verdient, daß man in der NZ großzügig kritischen Stimmen Raum gibt.

Zunächst wird das Wohlwollen abhängig gemacht vom »... Fortschritt der sozialistischen Gesellschaft... vom sozialistischen Patriotismus«. Auch wird auf die ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten hingewiesen, aber auch betont, daß das eigene Entgegenkommen keinesfalls abhängig gemacht werde davon, »... wie sich die Lage des Ungartums außerhalb der Grenzen gestaltet«. Da denke man vor allem an Rumänien.

Vielfältig wird schon lange zugegeben, daß die Enkel die deutsche Muttersprache nicht mehr sprechen: Sprache der Großväter und Großmütter wird sie genannt. Die Lehrbücher, auch die neuen, sagt ein Fachmann, »... bauen auf Illusionen, daß die Kinder über von zu Hause mitgebrachte Sprachkenntnisse verfügten... Der Deutschunterricht tendiert auch in den Dörfern zum Fremdsprachenunterricht« (15). Der große Mangel an deutschen Lehrern und Kindergärtnerinnen ist noch nie behoben gewesen (10). »Gefahr des Aussterbens der Muttersprache bestehe, wenn jetzt in allerletzter Minute nichts dagegen unternommen wird« (42). Schon seit 1937 spreche man von »... Erhöhung des Niveaus... ohne daß das Gewünschte erkennbar wäre« (14). – Man sucht »Mutterersatz«, und auch die Zweisprachigkeit in der Schule solle die Eltern ersetzen. – Ein Volksdichter fordert bessere TV-Sendungen in deutscher Sprache und schließt: »Eine halbe Stunde täglich, so viel hätten wir verdient! Bis der 6. Fünfjahresplan vorüber ist, derweil können sie mit der Laterne solche Leute suchen, die noch deutsch verstehen« (29). – Der Hauptschriftleiter der NZ beginnt einen köstlichen Beitrag mit der Frage: »Wie lange gibt es noch die Ungarndeutschen?« (31). Wir kommen auf ihn zurück.

An der Tagung des »Internationalen Deutschlehrerverbandes« (IDV) in Budapest (1983) habe man zu den Sprachverhältnissen des Ungarndeutschums u. a. die Frage aufgeworfen: »Ist das Deutsche noch Muttersprache?« (34). Hier hat auch der Vorsitzende des Deutschen Verbandes, Dr. Béla Szende, einen Endzustand geradezu bestätigt. Gleichzeitig kündigt der Linguist Sándor Györi-Nagy eine »komplexe Nationalitätenforschung«, bzw. »die Zweisprachigkeit als eigenständige Wissenschaft« an. Er schlägt ausgeklügelte medientechnische Programme vor zur Behebung sprachlicher Verluste (52/1982, 19). Er tritt sozusagen die Flucht nach vorne an: man solle aus den Resten der Mundarten, den vorhandenen verschiedenen »überdialektalen Umgangsprachen« und aus dem ungarischen Einfluß eine allgemein gültige »ungarndeutsche Umgangs-, Schrift- und Hochsprache« konstruieren, u. zw. »in Erinnerung an das Schicksal der österreichischen Hochsprache« und nach Überlegungen für eine schweizerische Hochsprache (31). Ich fürchte, dies klingt wie ein Scherz, jemand sagte sogar »fast Totenschändung«.

– Befreiend ist da die Haltung eines Idealisten, der an der Sitzung des Verbandes – laut Bericht (2) – meinte, ... man solle weniger darüber diskutieren, ob Mutter- oder Fremdsprache, sondern die deutsche Sprache unterrichten, und zwar gut.

Wenn nun das Elternhaus unentbehrlich sei für das Weiterleben oder Neubeleben der deutschen Sprache (37), jedoch meistens noch die Großeltern die Mundart beherrschen (25), scheint es richtig, nach den Ursachen dieses Zustandes zu fragen. Ein Beitrag – »Schattenseiten bei der Verwirklichung« (32) – tippt richtig an: a. Die Gesellschaft unten sei nicht immer der Meinung der Regierenden, und b. über die Aussiedlung kämen die Verbliebenen schwer hinweg; wurde doch »... der größte Teil seinerzeit aufgrund der kollektiven Verantwortung ausgesiedelt ... Heute wird vergebens gesagt, daß dabei viel Ungerechtigkeit geschah...«

Beide Hinweise sind bereits ein sachliches Entgegenkommen! Früher haben die Regierenden oft selber den Widerstand gegen ihr eigenes »Wohllollen« unten bestellt. Und der Schreck über kollektive Schuld ist sehr komplex; so wurden z. B. alle ausgewiesen, die bei der Volkszählung 1940 Deutsch als Muttersprache bekannt haben. Die Vertreibung ist der Endakt einer langen Entwicklung.

Und wieder wird die Verantwortung für die Restvolksgruppe den einfachen Menschen zugemutet: »... Wenn die Ungarndeutschen selber es wollen und alles dafür tun...« (52/1982); »... Nur so weit und so viel, wie es die Ungarndeutschen selber wollen...« Was sollen sie wollen nach der gewaltigen Madjarisierung und der Vertreibung sowie bei ihrer Schwäche und Vereinsamung! Man weicht ins Gut-leben aus und meidet den Konflikt.

Wohl kommt die heutige wissenschaftliche Forschung in Ungarn der Bedeutung des Ungarndeutchtums gerecht entgegen⁸⁾. Nicht erschöpfend und demnach unbefriedigend ist die historische Behandlung all der Probleme, die in ihrer Auswirkung in der Vertreibung ihre Kulmination erreichen: Bleyers Endkampf, Volksdeutsche Kameradschaft, Höhepunkt der Madjarisierung, UDV/VDU, Haltung des Reiches, »freiwillige« SS-Aktionen, Zusammenarbeit Ungarns mit dem Dritten Reich, Strafkompagnien beim ungarischen Kriegseinsatz, Selektionen bei den Verschleppungen nach Rußland, Enteignung, Vertreibung u. a. Es geht eben um die »Hintergründe der Vertreibung« – So heißt eine frühe Publikation von Johann **Weidlein** (1953).

Es geht um die Erforschung des deutsch-ungarischen Verhältnisses: Um die genaue Entwicklung des Ungarndeutchtums im Schatten des madjarischen Nationalismus. Dieses große Feld einer »deutschen Hungarologie«, wurde von Jakob **Bleyer** begründet und Fritz **Valjavec** weitergeführt. Von unserer Seite hat unser Landsmann Johann **Weidlein** am umfassendsten in dieser Richtung gearbeitet⁹⁾. Die Aufgabe ist zu groß, daß

ein einzelner sie bewältigen könnte. Vieles ist unvollkommen, nichts ist vollendet – aber das Werk Johann **Weidleins** ist richtungweisend!

Das überraschende – zunächst verbale – Wohlwollen aus dem heutigen Ungarn, das uns so unwahrscheinlich vorkommt und doch so angenehm berührt, könnte bei gewisser Einsicht auf obigem Gebiet nicht nur eine großartige Abrundung erfahren, sondern – im Sinne Jakob **Bleyers** – den »neuen Ausgleich« einleiten. Es könnte vor allem auch weiteres Vertrauen wecken bei den Daheimgebliebenen; vielen Gliedern der ungarndeutschen Volksgruppe in der Welt neuen ideellen Gehalt vermitteln. (Im Augenblick verliert man sich in Tourismus/Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeiten.) –

»Wie lange gibt es noch die Ungarndeutschen?« – fragt Peter **Leipold** in seinem Beitrag: »Die Spitze des Berges«. Es gehe wohl bergauf, wenn jetzt die Enkelkinder guten Deutschunterricht bekommen werden. Aber wenn Großeltern und Eltern »... wegsterben, fehlt einfach die Basis, also wird es ganz steil abgehen!« Jedoch: »Die überwiegende Mehrheit zeigt sich besorgt... bangt um etwas, das man viel leichter fühlen als beschreiben kann. ... Es bleiben nur die Hoffnung und, was noch mehr zählt, das Handeln!« Es sei nur wichtig, »... daß die Ungarndeutschen das Bergsteigen nicht vergessen und eine möglichst gute Ausrüstung bekommen«. – Kein Geringerer als Oscar **Wilde** sagte: »Wer an Wunder glaubt, ist ein durchaus moderner Mensch!« –

In diesem Sinne begrüße ich die gemeinsame Herausgabe unseres Archivs SUEVIA PANNONICA sowohl vom Sozial- und Kulturwerk der Deutschen aus Ungarn und von unserem Akademikerverband Suevia Pannonica. Vor allem schenken wir volles Vertrauen unserem Landsmann und Bundesbruder, Prodekan Friedrich **Spiegel-Schmidt**, für eine zielbewußte Schriftleitung. Ich wünsche guten Erfolg!

Dr. Adam **Schlitt**

1) Vgl. die Hinführungen der Nr. 1 – 3 des ARCHIV der SUEVIA PANNONICA sowie Beiträge fast in allen Folgen!

2) Vgl. vom Vf.: »Jakob Bleyer und die historiographische Methode Lóránt Tilkovszkys – Zur Erforschung und Lage des Deutschtums in Ungarn«, in Nr. 10 des ARCH.SP.

3) Rhein-Neckar-Zeitung v. 20./21. August, 1983.

4) Vom Vf.: »Jakob Bleyer als Politiker«, in ARCH.SP., Nr. 2/1965, S. 40. – Hier auch Literatur über Bleyer ausführlich.

5) Vgl. Hugo Moser, »Jakob Bleyer als Wissenschaftler«, in ARCH.SP. Nr. 1/1964.

6) Vor dem Ersten Weltkrieg gab es über 2 Mill. Deutsche in Ungarn. 1930 waren es 470.000. Dazu von Jakob Bleyer: »Rachels Klagelied«, in ARCH.SP., Nr. 2/1965.

7) Diese Ausführungen beruhen vornehmlich auf einem eingehenden Studium der »Neuen Zeitung« seit Ende 1982. Der Hinweis auf bestimmte Stellen geschieht mit Angabe der Nummer der betreffenden Folge, z. B. (12).

8) Vgl. von Dr. Anton Tafferner: »Die ungarländische Germanistik seit 1945 – Ein Überblick.«, in ARCH.SP. Nr. 10/1981.

9) Werkverzeichnis von Dr. Johann Weidlein in ARCH.SP., Nr. 6/1969/70. Wichtig seine Sammelwerke: »Pannonica« 1979 und »Hungaro-Suebica« 1981.

Buchbesprechung

Antal Mádl:

Beiträge zur österreichischen Literatur. Österreichischer Bundesverlag Wien und Akadémiai Kiadó Budapest 1982. 334 Seiten. Österreichische Ausgabe Ganzleinen, ungarische fester Pappband. Printed in Hungary.

Antal, d. h. Anton **Madl**, geb. 1922 in Bánd-Bandau im Buchenwald, ist heute leitender Lehrstuhlinhaber oder nach der früheren Diktion, o. ö. Professor der Germanistik der Lorand Eötvös Universität in Budapest. Im vorliegenden Buch sind seine Aufsätze und Vorträge über die ältere österreichische oder sogenannte Vormärzliteratur und die neuere deutsche Literatur zusammengefaßt. **Madl** ist zweifelsohne der bedeutendste Lenau-Forscher unserer Zeit, aber ihm geht es nicht darum, das herkömmliche Klischee über **Lenau** noch romantischer oder exotischer zu retuschieren, sondern es zurechtzurücken. Der Sammelband enthält 19 Beiträge, die sich um »Wien im literarischen und kulturellen Spannungsfeld zwischen Ost- und Westeuropa«, die Wiener Romantik, den Wiener Vormärz und dessen Vertreter (**Grillparzer**, **Anastasius Grün**, **Karl Beck** u. a.), die Dichter **Heine** und **Petőfi**, um die Dichter bzw. Dramatiker **Franz Kafka** und **Ödön von Horváth** sowie um weitere ausgewählte Kapitel der österreichischen Lyrik, ihrer Beziehungen zum Donauraum drehen, aber im Mittelpunkt seiner Untersuchungen und Betrachtungen steht **Lenau**. Und eben das macht uns den Sammelband anziehend. Ich möchte mich darum nur auf diese Titel beschränken.

Die Anregungen zu seinen Lenau-Forschungen erhielt **Madl** von seinem Lehrer und Vorgänger auf dem germanistischen Lehrstuhl, **Josef Turóczy-Trostler**, einem Marxisten und dennoch Mitarbeiter der Bleyer'schen »Deutschungarischen Heimatblätter«. Zum anderen bot die 1964 in Stockerau bei Wien gegründete Internationale Lenau-Gesellschaft eine vielseitige Möglichkeit, **Lenau** von seinem einseitigen Konterfrei zu befreien und neu zu bewerten. **Madl** kam es also hauptsächlich darauf an, neben dem Lyriker **Lenau** auch den »fortschrittlichen« und revolutionären Dichter jener Zeit bzw. des Vormärz darzustellen. Darüber hinaus geht es ihm um die Stellung der österreichischen Literatur im Vielvölkerraum der Monarchie und namentlich um die Rolle Wiens im »dichterischen Vorfeld Osteuropas« (S. 11). In **Lenau** sieht **Madl** einen »Repräsentanten seiner Zeit und bedeutenden Vertreter des Vielvölkerstaates. Als vergleichbare Repräsentanten werden **Karl Beck** (aus Frankenstein-Baja) und **Alexander Petőfi** herangezogen.

Letztlich aber geht es **Madl** um die Eigenständigkeit des österreichischen literarischen Raumes. Was man allgemein Vormärz mit der Etikette der »guten, alten Zeit« oder auch Biedermeier nennt, will **Madl** nicht nach dem überlieferten Schema gelten lassen, denn die Ideen der Französi-

schen Revolution und die josephinischen Reformen schwelen unter der Decke weiter. Denn hätte **Lenau** 1848 nicht in geistiger Umnachtung erlebt, hätte man ihn gewiß auf den Barrikaden in vorderster Reihe gefunden, betont **Madl**. Das Schwelen revolutionärer Ideen im Untergrund stimmt freilich, denn anders ist die Revolution 1848 und die Heilige Allianz mit Zensur, die ihr vorausgegangen waren, nicht zu erklären. Aber heute steht schon fest, daß die revolutionären Ideen infolge eines übersteigerten intoleranten, ja aggressiven Nationalismus, des verhängnisvollen Erbes der Französischen Revolution, den Vielvölkerraum der Monarchie gesprengt und zwei Weltkriege heraufbeschworen haben. Literaturgeschichtlich machte **Madl** nachgerade eine Entdeckung, indem er auf die Bedeutung der literarischen Randgruppen bzw. Dichter aus den Randgebieten der Monarchie aufmerksam machte und ihre Bedeutung für Wien herausstrich. Weiterhin hat **Madl** Wien nach den Niederlagen Preußens gegen Napoleon als literarisches Refugium der deutschen Romantiker schön herausgearbeitet, die sich dann nach 1815 wiederum enttäuscht von Wien abwandten. In dasselbe Kapitel gehört die Bedeutung Wiens als Vorbild für die Gründung andersnationaler Akademien, Museen und Nationalbibliotheken in anderen Hauptstädten der Monarchie, vor allem aber in Ofen und Pest. **Madl** nennt sie liebkosend »Schwesternstädte« Wiens. Das ist treffend, denn dadurch wird die überragende Bedeutung Wiens als kultureller und geistiger Mittelpunkt der Monarchie noch mehr hervorgehoben. Wien war für **Lenau** das Abbild seiner Sehnsüchte, aber auch seiner zerrissenen Seele, indem er schrieb: »Wien, wo tausend und abertausend Kräfte im ewigen Kampfe liegen, wo alle Abstufungen des menschlichen Loses vom höchsten Glücke bis zum tiefsten Elende täglich vor meinen Blicken stehen, wo die Kunst und Wissenschaft ihre Schätze auftürmen«. Die Zensur in Wien hatte auch ihre nichtgewollten guten Auswirkungen. Die Dichter und Schriftsteller wichen in die Neben-Hauptstädte der Monarchie aus und trugen dadurch zur Entstehung eines deutschen Verlagswesens in Ofen-Pest, Prag usw. bei. Es ist eines der Hauptverdienste **Madls**, daß er die Bedeutung der »Randliteraturen« für die österreichische Literatur erkannt hat.

Allerdings hatte **Lenau** ein zwiespältiges Verhältnis zu Wien, indem er stets zu den Opponenten der offiziellen Politik gehörte. Daß aber sein Landsmann, Karl **Beck**, die in ferner Zukunft hereinbrechende Katastrophe der Monarchie schon damals geahnt haben könnte, wie **Madl** meint, übersteigt die Phantasie eines Menschen. Worin bestehen nun die Korrekturen, die **Madl** am herkömmlichen Lenaubild vornimmt? Ausgehend von den naiven Deutungen aus der großungarischen Zeit, wo einige Lenau-Verehrer bzw. Übersetzer bestrebt waren, den Dichter zu einem madjarischen Dichter in deutscher Sprache umzufunktionieren, verwirft **Madl** sowohl die madjarische als auch die südostdeutsche – in-

klusive also auch die donauschwäbische – Variante. Alle diese Deutungen seien Legenden. Nach **Madl** ist **Lenau** schlicht und einfach ein Österreicher, der wohl von außen kommt. »Aus einem Außenseiter der österreichischen Literatur muß **Lenau** zu einem regelrechten Bürger und zur Hauptgestalt der österreichischen Lyrik des 19. Jahrhunderts erhoben werden« (Seite 53), obwohl **Lenau** nach eigenem Geständnis »ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland« war. Mit den eingewurzelten Schemata: Dichter der Puszta, des Weltschmerzes, der Natur etc. werde man aufräumen müssen. An **Lenaus** innerer Zerrissenheit würde sich nach **Madl** nur der Protest gegen die Zeitverhältnisse widerspiegeln. Die tiefsten Wurzeln der Lenauschen Dichtung liegen in seiner Philosophie bzw. den Epen Savonarola, Albigenser und in seinem »Faust«. Aber auch **Lenaus** Epen wurden nicht einheitlich gedeutet, sondern je nach den Literarhistorikern mal katholisch, protestantisch oder gar pantheistisch gottesleugnerisch. Insofern wird man darum **Madl** recht geben müssen, nämlich daß das bisherige Lenau-Bild zu einseitig, allzu sehr auf die Lyrik abgestimmt war. Seine epischen Dichtungen bezeichnete man einfach als »Krisen« im Leben **Lenaus** und nicht – wie **Madl** darlegt – als tiefste Wurzeln seines Wesens.

Lenaus Größe könne nach **Madl** innerhalb der deutschen Literatur allein mit **Heine** und innerhalb der ungarischen nur mit **Petőfi** verglichen werden. Dem Vergleich mit **Petőfi** wird man vorbehaltlos zustimmen müssen, dem mit **Heine** kaum. Denn z. B. der frivole Charakter mancher Heineschen Gedichte fehlt bei **Lenau** ganz. Und wenn **Lenau** einmal an seinen Freund Fritz **Kleyle** nach Ungarisch-Altenburg u. a. schrieb: »... ich komme mir vor wie ein Schlüssel, der in kein Schloß paßt«, so liegt darin der Schlüssel zu **Lenau**. Diese Kapitel über **Lenau** sind die aufschlußreichsten und lehrreichsten Lektüren des Buches. **Madl** wandelte nicht auf den ausgetretenen, einseitigen Spuren **Lenaus**, sondern versuchte, den Dichter in seinem ganzen dichterischen Schaffen zu erfassen. Ihm ging es also um den ganzen **Lenau**.

Zu diesem Ganzheitsbild gehört aber m. E. ebenso die nähere geographische Einstufung **Lenaus**. Kein Siebenbürger Sachse würde sich gefallen lassen, Stephan Ludwig **Roth**, einen Zeitgenossen **Lenaus**, einfach als »Österreicher« einzustufen. Für sie ist **Roth** ein Siebenbürger, der allerdings treu zum Kaiser stand. **Lenau** kommt nach der **Madl'schen** Diktion aus einem Randgebiet der Monarchie, erhielt hier nachhaltige Eindrücke für sein späteres lyrisches Schaffen. Er ist dem Südostdeutschum und innerhalb dessen wohl oder übel dem Donauschwabentum zuzurechnen. Die übrigen Beiträge des Buches liegen außerhalb unseres Interessengebietes und müssen darum übergangen werden. In summa hat Anton **Madl** wichtige geistesgeschichtliche Beiträge zur österreichischen Literatur der Vormärz-Zeit und vor allem zur Lenau-Forschung geliefert.

Anton **Tafferner**

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vom alten zum neuen Archiv	3
Friedrich Spiegel-Schmidt: Die kulturpolitische Konzeption Jakob Bleyers	4
Jakob Bleyer: Nation, Volk, Nationalität	19
Friedrich Spiegel-Schmidt: Wir	30
Anton Tafferner: Deutsche Volksforschung in Ungarn zu Bleyers Zeiten	31
Friedrich Spiegel-Schmidt: Jacob Bleyer in der neueren ungarischen Geschichtsschreibung	69
Georg Fath: Meine Muttersprache	95
Hans Christ: Ich stand am Grabe Jakob Bleyers	96
Friedrich Spiegel-Schmidt: Deutsche Sozialdemokraten in Ungarn 1919-1931	112
Adam Schlitt: Bilanz und Ziel	120
Buchbesprechung (Madl-Tafferner).	125

Umschlag: Joseph de Ponte

